

Tages Woche

Freitag 24.4.2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

17 4001 Basel

T 061 561 61 61

5.-



AUS DER RETORTE

Seite
6

30 Jahre nach dem ersten
in vitro gezeugten Kind
entscheidet die Schweiz über
die Zukunft der Fortpflanzung.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

ANZEIGE

Cooler Preise!

NEU: Muttenz - St. Jakob
Hagnastrasse 25
Tel. 061 306 77 11
www.zihlmann.ch

Zihlmann



jetzt nur **CHF 498.-** statt 1210.-

Electrolux

Kühlschrank TK 137

- Genug Platz für Frisches!
- 137 l Nutzinhalt, davon 18 l im 4-Sterne-Gefrierfach
- Autom. Abtauen im Kühlraum
- 1 grosse Gemüseschublade
- Masse: H 85 x B 59.5 x T 63.5 cm
- Freistehend

Ideal als
Zweitgerät!



A++

jetzt nur **CHF 498.-** statt 1165.-

Electrolux

Gefrierschrank TG 092

- Nutzinhalt 92 Liter
- Temperaturalarm
- Schnellgefrierschaltung
- 3 Schubladen, davon 1 Maxibox
- Freistehend
- Masse: H 85 x B 59.5 x T 63.5 cm

Genug Platz
für Glacé!



A++

DESIGN SHOPPING EVENT



**24.—25.—26.
APR. 2015**

**MESSE BASEL
HALLE 3**



 **blickfang**



WWW.BLICKFANG.COM

NEU

BLICKFANG ONLINESHOP



NZZ am Sonntag

TagesWoche

Boero

**DAS
IDEALE HEIM**
Magazin für Architektur, Design und Wohnkultur

INHALT

Guy Morin

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



«Eine Art Laborsituation» – Der Regierungspräsident über Zwischennutzungen, Zwist und Zuständigkeiten auf der Klybeckinsel.

Seite
18

Tschernobyl

FOTO: FLORIAN BACHMEIER



Wo der Reaktor explodierte, soll ein nukleares Silicon Valley entstehen.

Seite
34

Handball

FOTO: ALEXANDER PREOBJAJENSKI



Ein Leader tritt ab: RTV-Goalie Pascal Stauber über seine Karriere.

Seite
36

Zellbiologie

Die Intelligenz der Pflanzen: Der Zellbiologe Dieter Volkmann sieht in der Anpassungsfähigkeit von Pflanzen Lerneffekte und Erinnerungsleistungen.

Seite
30

Kati Rickenbach	S. 4
Bestattungen	S. 20
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Remo Leupin
Leiter Print

Ein Kind – um jeden Preis?

Inszenierung ist Teil des Konzepts von Annegret Raunigk, deren Schwangerschaft europaweit Schlagzeilen macht. Bei RTL und «Bild am Sonntag» steht sie exklusiv unter Vertrag. Diese Medien berichten als Erste, wenn die 65-jährige Berlinerin und Mutter von 13 Kindern in ein paar Wochen ihre Vierlinge zur Welt bringt. Die Reproduktionsmedizin machts möglich.

Der Fall Raunigk markiert den vorläufigen Höhepunkt einer Entwicklung, die vor 30 Jahren begann. Und er wirft Fragen auf: Was darf die Medizin? Wie weit dürfen wir in die Evolution eingreifen? Welche sozialen Folgen hat das?

Als 1985 das **erste Schweizer «Retortenbaby»** geboren wurde, waren Befruchtungen im Reagenzglas noch eine Seltenheit. Heute wird hierzulande jedes hundertste Kind so gezeugt.

Für ihren Kinderwunsch **nehmen die Paare viel auf sich**. Hormonspritzen belasten den Körper, Arzttermine kosten Zeit und viel Geld – oft Zehntausende Franken, bis es klappt. Doch längst geht es nicht mehr nur darum, Unfruchtbaren zu Nachwuchs zu verhelfen. Bei der Präimplantationsdiagnostik (PID), über die wir am 14. Juni abstimmen, geht es auch um Optimierung. Dank der PID können Embryonen in der Petrischale untersucht und im Falle von Erbkrankheiten aussortiert werden. Bislang war das in der Schweiz verboten.

Hier beginnen auch die **ethischen Bedenken**. Bei einem Ja zur PID würde die Unterscheidung in «lebenswerte» und «nicht lebenswerte» Embryonen institutionalisiert, meint etwa Stefanie Dadier vom Behindertenverband Insieme: Die Akzeptanz gegenüber Behinderten würde weiter sinken.

Solche Warnungen sind ernst zu nehmen. Auch wenn der Verfassungstext die PID streng reguliert und es verbietet, künstlich «bestimmte Eigenschaften herbeizuführen». Der Fall der Vielfachmutter Annegret Raunigk zeigt, wie leicht medizinischer Fortschritt missbraucht werden kann.

tageswoche.ch/+f9cqf

×

Weiterlesen, S. 9



«Happy Birthday Retortenbaby!»,
tageswoche.ch/
+hotqs

Weiterlesen, S. 14



«Kinder aus dem Tiefkühler»,
tageswoche.ch/
+zqvzm

Weiterlesen, S. 12



«Die Angst vor Designerbabys»,
tageswoche.ch/
+rau8t

Kati Rickenbach

von Daniel Faulhaber

Kati Rickenbach zeichnet, was sie erlebt. Als zweifache Mutter hat sie jetzt einen Comic über das Stillen herausgebracht.

Zugegeben: In den Kindergärten wird dieser Comic nur schwer mit Revolverhelden wie Lucky Luke oder den Abenteurern Tim und Struppi konkurrieren können. Bei jungen Eltern dagegen könnte «Neuland» durchaus bald zum Klassiker avancieren.

Als der Comic im März 2015 auf den Markt kam, war sein Inhalt für die Autorin Kati Rickenbach selber kein Neuland mehr, sondern gesichertes Terrain. Die Zeichnerin ist bereits zweifache Mutter, in «Neuland» dreht sich alles um das Thema Stillen.

Die Exilbaslerin Rickenbach lebt seit fünf Jahren in Zürich, hier hat sie ihr Atelier und hier ist sie bestens vernetzt mit der Comic-Szene. Trotzdem reagiert sie im Gespräch mit einigem Wehmut auf den heimischen Basler Dialekt. «Meine dreijährige Tochter sagt bereits Sachen wie Drü, Foif und Goifer, stell dir vor!»

«Neuland» ist ein Auftragswerk der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des Stillens. Zu der Zusammenarbeit kam es über die Rubrik «Was macht eigentlich...» im Migros-Magazin, in der sich Rickenbach als frischgebackene Mutter beim Stillen zeichnete.

Die dazugehörige Sprechblase animierte die Stiftung zur Kontaktaufnahme: «Nun, wie man sehen kann, ist das Baby mittlerweile da. Und ich weiss jetzt, wofür Brüste eigentlich gedacht sind...!»

Papa hilft mit

In «Neuland» wird die postnatale Phase nicht zum Hochglanzereignis stilisiert, der Comic zeigt, was nach der Geburt wirklich ist: Brustschmerzen, üble Träume, schwache Nerven und eine Figur, die den Begriff «Taille» erst wieder für sich entdecken muss.

Aber auch die schönen Seiten der frischen Mutter- oder Vaterschaft werden dargestellt. Rickenbach legt besonderen Wert auf die gleichwertige Darstellung des Partners, der die Mutter unterstützt. Der Comic-Papa verheddert sich im Wickeltuch und wird von erfreuten Bekannten überrannt.

Mit «Neuland» verfolgt Rickenbach ihren Weg, den sie mit «Filmriss» (2007) und «Jetzt kommt später» (2011) erfolgreich begonnen hat: Unmittelbare Lebenserfahrungen werden von ihr zu Bildern und



«Für mich ist es wichtig, dass die Bilder authentisch sind», sagt die Comic-Zeichnerin Kati Rickenbach.

FOTO: CHRISTIAN SCHNUR

Szenen verarbeitet, die zusammen eine Art autobiografischen Live-Stream ergeben.

Und so verändern sich mit dem Leben der Zeichnerin auch die Inspirationsquellen: Von rätselhaften Knutschflecken am morgen danach («Filmriss») hin zur Brustmassage und Stilltechnik in «Neuland». Allgemeine Themen werden von Rickenbach aus einem persönlichen Blickwinkel erzählt, «für mich ist es wichtig, dass die Bilder authentisch sind», sagt die Zeichnerin.

Wie diese Bilder zustande kommen, zeigt ein Blick über ihre Schulter am Arbeitsplatz. Rickenbach teilt sich ein Atelier mit anderen Künstlerinnen und Künstlern, ihre Arbeitsecke ist vollgestopft mit Skizzen, Ausstellungsplakaten und Zeichenutensilien.

Die Linkshänderin zeichnet stilsicher und detailliert. «Die Rohfassungen habe ich jeweils schnell auf dem Papier», sagt sie. Was genau geschieht, wenn ihre Gedanken Form annehmen, lässt sich anhand ihrer Skizzen nachvollziehen. Rickenbach entwickelt die Story auf dem Papier anhand einer Zeitachse, an der die einzelnen Szenen aufgehängt sind.

Abschied nehmen von Ideen

In weiteren Arbeitsschritten müssen diese Szenen dann aus der Horizontale gelöst und in einzelne Bildfenster eingepasst werden. Dabei gehen manche Details verloren, denn die fertigen Bilder sollen übersichtlich bleiben und dürfen nicht zu überladen daherkommen. «Diesen Schritt hasse ich beinahe», sagt Rickenbach, «rein-

zeichnen heisst immer auch Abschied nehmen von vielen kleinen Ideen, die mir eigentlich wichtig sind.»

Diese innere Auseinandersetzung mit dem fortwährenden Beschneiden der Fantasie zeigt, wie persönlich ihr Handwerk ist. Angst davor, mit den Geschichten zu viel von sich preiszugeben, hat Rickenbach aber nicht. «Wenn die Arbeit fertig ist, kann ich die Figuren gut loslassen», sagt sie. «Meine Geschichten könnten dann genau so gut irgendwelche Szenen sein, die nichts mit mir zu tun haben.»

tageswoche.ch/+1vnok ×

«Neuland» umfasst den 112-seitigen Comic und eine 50-seitige Broschüre zum Thema Stillen. Bestellen unter: www.stiftungstillen.ch

Immer mehr Paare wollen mit ärztlicher Hilfe Eltern werden. Das macht Reproduktionsmedizin zu einem guten Geschäft.

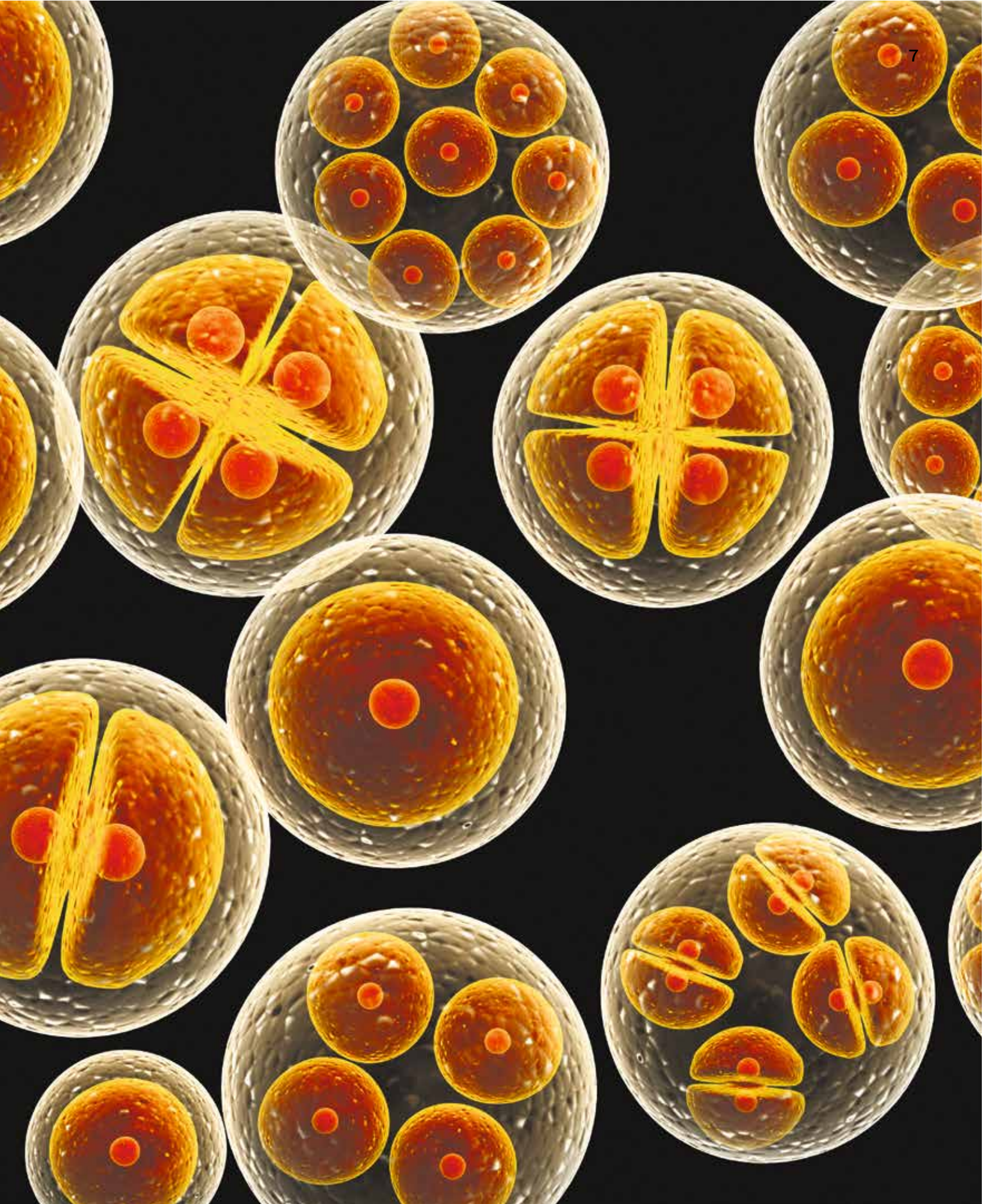
DAS WUNSCHKIND IST STÄRKER ALS DIE NATUR

Von Yen Duong und Matthias Oppliger

Es ist eng und hektisch geworden für den Chefarzt Christian De Geyter und sein 25-köpfiges Team an der Spitalstrasse 21. Die Räumlichkeiten der Klinik für gynäkologische Endokrinologie und Reproduktionsmedizin im Universitätsspital Basel reichen fast nicht mehr aus, um die Nachfrage nach künstlichen Befruchtungen zu bewältigen. Immer mehr Paare suchen

Hilfe bei Christian De Geyter (siehe Interview S. 10), weil sie Probleme haben, ein Baby zu bekommen. Die Patientenzahl am Unispital in Basel steigt und steigt. 700 künstliche Befruchtungen wurden 2014 vorgenommen, 100 mehr als im Jahr zuvor. Somit fanden 2013 rund zehn Prozent aller reproduktionsmedizinischen Behandlungen schweizweit allein im Unispital Basel statt.

Conrad Engler vom Betroffenen-Netzwerk «Kinderwunsch» setzt sich seit Jahren mit den verschiedenen Behandlungszentren in der Schweiz auseinander. Er sagt: «Die Frauenklinik am Universitätsspital Basel ist im Bereich der Reproduktionsmedizin das grösste universitäre Zentrum der Schweiz. Es zählt zu den renommiertesten Kinderwunschzentren überhaupt, was nicht zuletzt mit dem guten Ruf von Chris-



Leben am Entstehen: menschliche Zellen bei der Teilung.

FOTO: GETTY IMAGES

tian De Geyter und seiner Forschung zu tun hat.» Zusätzlich würden auch private Anbieter wie das Kinderwunschzentrum an der Schifflände die Stadt zu einer beliebten Destination für Paare mit unerfülltem Kinderwunsch machen. «Basel hat eine Vorreiterrolle», so Engler.

«Viele Frauen, die zu mir kommen, denken, mit der künstlichen Befruchtung sei nahezu alles möglich.»

Anna Raggi, Gynäkologin

Während Professor De Geyter am Unispital Basel Aufbauarbeit geleistet hat, die Forschung vorantreibt und jedes Jahr mehr Paare mit Kinderwunsch behandelt, eröffnen in der ganzen Schweiz immer mehr private Kliniken mit dem Schwerpunkt Reproduktionsmedizin. Das Geschäft läuft gut.

So hat etwa die Tessiner Ärztin Anna Raggi zusammen mit drei Kollegen vor einigen Monaten in Olten eine neue Klinik eröffnet, das Zentrum für Kinderwunschbehandlung, Frauen- und Männermedizin «Fertisuisse». Raggi hat sechs Jahre lang am Unispital Basel unter De Geyter gearbeitet. Ihre Standortwahl fiel auf Olten, weil die Stadt zentral gelegen und gut erschlossen ist. Ausserdem habe es in diesem Teil der Schweiz noch keine solchen Angebote gegeben, sagt Raggi. «Paare aus dieser Region mussten für eine Behandlung zuvor nach Zürich, Bern, Basel, Baden oder Luzern fahren.»

Wunschbild einer Wundertechnologie

Auch Raggi beobachtet eine steigende Nachfrage nach künstlichen Befruchtungen, sowohl früher, als sie noch in Basel arbeitete, als auch jetzt am neuen Ort. Wenn die Paare zum ersten Mal bei Raggi in die Sprechstunde kommen, muss sie oft als Erstes die Erwartungen dämpfen. «In der Gesellschaft und in den Medien kursiert ein verzerrtes Bild der künstlichen Befruchtung. Einige Frauen, die zu mir kommen, denken, mit dieser Methode sei nahezu alles möglich.»

Raggi findet, das liege auch daran, dass die öffentliche Diskussion nicht ehrlich geführt werde. Wenn etwa eine Prominente mit 50 schwanger wird, dann habe diese Frau mit grosser Wahrscheinlichkeit entweder in jüngeren Jahren eigene Eizellen einfrieren lassen. Oder die Eizellen wurden gespendet, eine Praktik, die in der Schweiz verboten ist. Dadurch entstehe die Vorstellung einer Technologie, die Wunder ermögliche.

«Generell kommen die Frauen eher spät zu uns in Behandlung», sagt Anna Raggi, was sich negativ auf die Erfolgchancen auswirke. Denn egal, ob fruchtbar oder nicht: Je jünger eine Frau ist, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass es zu einer

Schwangerschaft und zur Geburt eines gesunden Kindes kommt.

Natürlich zähle nur der Einzelfall, aber grundsätzlich hätten Frauen bis 40 realistische Chancen, sagt Raggi. «Darübernimmt die Erfolgsaussicht leider deutlich ab.» Ganz grob gesagt, gelingt es etwa jedem dritten Paar, das sich für die künstliche Befruchtung entscheidet, ein Kind zu bekommen. Die aktuellsten Zahlen, die für die gesamte Schweiz vorliegen, datieren von 2012. In diesem Jahr liessen sich 6321 Paare behandeln und es kamen 1993 Kinder zur Welt. Das sind ungefähr zwei Prozent aller in der Schweiz geborenen Kinder.

Die Gründe, weshalb ein Paar ein Kinderwunschzentrum wie Fertisuisse aufsucht, sind vielfältig. Gemeinsam ist ihnen nur, dass sie auf natürlichem Weg keine Kinder bekommen können.

Die Behandlung stelle für ein Paar eine grosse Belastung dar, sagt Raggi, und zwar nicht bloss körperlich. «Gerade der emotionale, psychische Druck ist während einer solchen Behandlung gross.» Nicht nur laste auf dem Unterfangen die gesamte Vorgeschichte aus vergeblichen Versuchen und enttäuschten Hoffnungen, auch der finanzielle Aspekt sei nicht zu unterschätzen. Ausserdem stelle die Behandlung bei Ärztin Raggi oft die letzte Hoffnung dar. «Mir fällt auf, dass manche Frauen, die zu mir kommen, sehr stark leiden, weil sie zum ersten Mal in ihrem Leben keine Kontrolle über die Situation haben können. Job, Wohnung, Partnerschaft: Meist ging vorher alles nach Plan.»

Mit diesem Kontrollverlust umzugehen ist schwierig, auch als Paar. Deshalb wollen Raggi und ihre Kollegen in Olten ihre Patienten unterstützen, etwa mit dem Aufbau von «Selbsthilfegruppen», wo sich betroffene Paare austauschen können. Denn in einem sind sich alle einig: Es ist enorm schwierig, mit jemandem über dieses Thema zu sprechen, der nicht selbst davon betroffen ist.

Das bestätigen auch Isabelle (34) und Michael (37) aus Basel. Seit vier Jahren versuchen sie mit medizinischer Hilfe, ein Kind zu bekommen. Bisher ohne Erfolg. Fünf Anläufe haben sie bereits hinter sich, weit über 20000 Franken dafür ausgegeben. Zuerst war das Paar in einer privaten Klinik in Basel und versuchte es mit der ICSI-Methode.

Es ist enorm schwierig, mit jemandem über dieses Thema zu sprechen, der nicht selbst davon betroffen ist.

Hierbei werden die Spermien mittels einer feinen Kanüle manuell in die zuvor gewonnenen Eizellen eingebracht und einige Tage später der Embryo in die Gebärmutter «transferiert». «Ich fand die hormo-

nelle Stimulation sehr belastend und habe sie nicht gut ertragen. Daraufhin sind wir ins Inselspital nach Bern», sagt Isabelle. Doch auch die Methode IVF naturell mit keiner oder nur wenig Hormonstimulation schlug vier Mal nicht an.

Momentan ist das Paar bei Christian De Geyter in Behandlung. Der Chefarzt des Unispitals hat herausgefunden, dass die Spermienproduktion bei Michael aus hormonellen Gründen nicht ausreichend angeregt wird. «Seit einem Jahr spritze ich mir Hormone. Die Qualität meiner Spermien ist besser geworden, allerdings ist eine spontane Schwangerschaft nicht möglich.»

Isabelle und Michael haben fünf vergebliche Anläufe hinter sich und dafür über 20000 Franken ausgegeben.

Isabelle und Michael reden sehr offen über ihren unerfüllten Kinderwunsch. Sie lachen viel und wirken nicht frustriert, obwohl sie allen Grund dazu hätten. «Man muss die traurigen, frustrierenden Gefühle zulassen und ernst nehmen. Aber diese bringen einem schlussendlich nicht weiter», sagt Michael. Es sei sehr wichtig, dass man mit der Partnerin über alles rede. Auch über eine Trennung hätten er und Isabelle gesprochen.

Das Beste daraus machen

«Eine Trennung kommt für mich nicht infrage, ein Baby ist ja nicht der Hauptgrund, weshalb ich mit ihm zusammen bin», sagt sie. Sie hätten als Paar akzeptiert, dass dieses Schicksal nun mal Teil von ihnen sei. «Die Situation ist psychisch und finanziell sehr mühsam. Vor allem die Zeit kurz vor und während der Behandlung bis hin zur Nachricht, ob diese erfolgreich war, ist sehr belastend.» Und natürlich seien sie manchmal auch neidisch, dass es bei anderen Paaren problemlos funktioniere und bei ihnen nicht.

Man müsse jedoch das Beste daraus machen, finden Isabelle und Michael: «Wir müssen uns über Sachen unterhalten, die andere Paare nicht müssen. Das stärkt die Beziehung extrem.»

Wie oft sie es noch versuchen werden, lassen sie offen. «Wir haben klar abgemacht, dass sofort damit aufgehört wird, wenn jemand die Nase voll hat», sagt Isabelle. Das Paar setzt sich intensiv mit einem Plan B auseinander – sei es eine Samenspende, eine Adoption oder auch Pflegefamilie.

Isabelle und Michael wollen zumindest jede Option diskutiert haben. Vorerst geben sie aber noch nicht auf. Im Mai will das Paar es noch einmal mit der ICSI-Methode versuchen.

tageswoche.ch/+uuqy8

1985 war Jelena das erste künstlich gezeugte Kind der Schweiz. Heute ist sie selber Mutter einer Tochter.

Happy Birthday Retortenbaby!

Ihre Geburt war ein Medienereignis: die erste in vitro gezeugte Schweizerin. FOTO: H.-J. WALTER



von Yen Duong

Es war eine medizinische Sensation: Am 26. April 1985, um 7.37 Uhr erblickte Jelena im Bezirksspital Breitenbach SO per Kaiserschnitt das Licht der Welt. Nach jahrelangem Leiden hielten ihre Eltern endlich das in Händen, was sie sich so sehnlich gewünscht hatten: ein gesundes Baby.

Möglich wurde dies nur durch die künstliche Befruchtung, die sogenannte In-vitro-Fertilisation. Jelenas Mutter litt nämlich an einem irreversiblen doppelten Eileiterverschluss. «Das im Reagenzglas gezeugte Kind ist 2,2 kg schwer und 45 cm gross», schrieb einen Tag später der «Tages-Anzeiger».

Drei Jahrzehnte später sitzt Jelena im Schützenmattpark und spielt mit ihrer zweijährigen Tochter. «Bei uns hat es problemlos geklappt», sagt die 30-Jährige. Angst, dass ihr das gleiche Schicksal wie ihren Eltern droht, habe sie nie gehabt. «Meine Mutter musste so fest kämpfen, dass ich überzeugt war, dass mir dasselbe nicht auch noch passieren kann.» Ihr Vater allerdings habe sich nicht wirklich über ihre Schwangerschaft gefreut. Zu traumatisiert war er von der eigenen Geschichte. «Erst als unsere Tochter hier war, war er glücklich und gelöst.»

Jelena wusste relativ früh, dass ihre Entstehungsgeschichte eine besondere ist. «Ich habe als Kind immer den Ordner mit allen Zeitungsartikeln über mich angeschaut und dann viele Fragen gestellt», sagt die Angestellte der Schweizerischen Post. Als etwas Ausserordentliches fühlt sie sich nicht. «Retortenbabys sind Kinder wie andere auch. Einzig unsere Entstehung ist speziell – auch wenn gewisse vielleicht meinen, wir seien nicht wirklich Menschen.»

Der Gynäkologe als Götti

Vor 30 Jahren war die medizinisch unterstützte Fortpflanzung noch eine Seltenheit, heute gehört sie zum Alltag. Gemäss Bundesamt für Statistik liessen sich 2013 insgesamt 6180 Frauen behandeln, bei 36,3 Prozent endete die Behandlung in einer Schwangerschaft.

«Es ist toll, dass diese Möglichkeit überhaupt besteht – viele Kinder würde es sonst nicht geben», sagt Jelena, die heute in Basel wohnt. Dass eine 65-jährige Deutsche jedoch noch Vierlinge bekommen darf, gehe zu weit und sei verantwortungslos.

Jelena hätte eigentlich noch eine ältere Schwester, die ebenfalls künstlich gezeugt wurde. Zwei Wochen vor der Geburt starb sie jedoch aus unbekanntem Grund. «Danach wollten meine Eltern nicht nochmals einen Versuch wagen, der Frauenarzt motivierte sie aber zum Glück dazu.» Dieser Frauenarzt wurde zu Jelenas Götti.

tageswoche.ch/+hotqs ×

Schon als Kleinkind wurde Jelena in der Presse nur bei ihrem Vornamen genannt. Als Erwachsene möchte sie dabei bleiben.

Christian De Geyter ist die Hoffnung kinderloser Paare. Ein Gespräch über Erwartungsdruck und Erfolgsquoten.

«Ich leide mit den Paaren mit»

von Yen Duong

Seit 30 Jahren hilft Christian De Geyter Paaren dabei, ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Der Chefarzt und sein 25-köpfiges Team haben alle Hände voll zu tun. Denn immer mehr Paare suchen das Universitätsspital Basel auf, weil sie Probleme haben, ein Baby zu bekommen. Die Patientenzahl steigt jährlich um zehn Prozent. So fanden 2014 in der Klinik für gynäkologische Endokrinologie und Reproduktionsmedizin rund 700 künstliche Befruchtungen statt – 100 mehr als im Jahr zuvor. Zwölf Prozent der Patientinnen und Patienten stammen aus dem Ausland, vorwiegend aus Frankreich oder Deutschland.

Herr De Geyter, wieso steigt die Nachfrage nach künstlichen Befruchtungen?

Immer mehr Paare lernen sich erst spät im Leben kennen. Mit steigendem Alter der Frau nimmt das Risiko für Probleme bei der Entstehung einer Schwangerschaft zu. Eine Frau ist mit 27 am fruchtbarsten,

Christian De Geyter: Ohne Präimplantationsdiagnostik verharret die Schweiz reproduktionsmedizinisch in der Steinzeit. FOTO: NILS FISCH



danach nimmt die Fruchtbarkeit kontinuierlich ab. Die Herausforderung ist, dass das Durchschnittsalter unserer Patientinnen momentan bei 37 liegt. Es ist eine ungesunde Entwicklung, dass die Leute bis zum letzten Moment zögern mit dem Kinderkriegen. Erstaunlicherweise gehen gerade sehr gebildete Frauen oftmals davon aus, dass ihre Eierstöcke mit 37 oder 38 noch vollumfänglich funktionieren.

Nicht immer liegt die Ursache für einen unerfüllten Kinderwunsch bei der Frau. Wie oft ist der Mann «schuld»?

Die Ursachen sind zur Hälfte beim Mann und zur Hälfte bei der Frau zu finden. Beim Mann ist meistens die Spermienproduktion nicht ausreichend, um auf natürliche Weise ein Kind zu zeugen. Und bei den Frauen ist zurzeit die häufigste Ursache eben die, dass sie zu spät zu uns kommt und ihre Eierstöcke bereits geschwächt sind.

Ohne Ihre Arbeit würde es viele Babys gar nicht geben. Wie gross ist der Druck, der auf Ihnen lastet?

Der Erwartungsdruck ist hoch, ich leide mit den Paaren mit. Es geht mir sehr nahe, wenn es nicht klappt. Umgekehrt freue ich mich auch sehr über positive Nachrichten. Meine Arbeit muss mich berühren. Wäre mir alles egal, wäre ich im falschen Job. Es braucht viel Hingabe. Nur so bekommen unser Team und ich gute Ergebnisse hin.

Wie gross ist die Erfolgsquote bei einer künstlichen Befruchtung?

Das variiert zwischen 37 und 42 Prozent. Doch 18 Prozent dieser Schwangerschaften enden leider in einer Fehlgeburt. Je höher das Alter der Frau, desto grösser das Risiko einer Fehlgeburt.

Wie viel kostet eine künstliche Befruchtung im Unispital?

Als Depot zahlt man uns 6800 Franken. Je nachdem, wie viele Medikamente man braucht, erhält man nach der Behandlung Geld zurück oder zahlt drauf.

«Wenn ein Paar, das auf die 60 zugeht, noch ein Kind will, finde ich: Das geht zu weit und ist nicht richtig.»

Ein hoher Betrag, wenn man bedenkt, dass es keine Erfolgsgarantie gibt.

Ja, leider kommt es oft vor, dass auch wir nicht helfen können. Einer Frau musste ich soeben mitteilen, dass sie keine Kinder bekommen wird, da sie bereits in der Menopause ist – mit 22. Das ist sehr tragisch. Man kann sich nicht vorstellen, wie schwer es für diese Paare ist, mit diesem Schicksal leben zu müssen. Kinder zu haben ist für viele das Wichtigste im Leben.

Wie oft müssen Sie Paaren mitteilen, dass Sie nichts mehr machen können?

Ich würde sagen, bei einem Drittel der Patientinnen klappt das Kinderkriegen grundsätzlich nicht. Bei zwei Dritteln geht

der Kinderwunsch in Erfüllung – sei es mit einer aufwendigen Therapie oder romantisch, wie wir das nennen.

Romantisch?

Auf natürliche Weise.

Lehnen Sie auch öfters Wünsche ab?

Immer wieder. Etwa, wenn ein Paar, das auf die 60 zugeht, noch ein Kind will. Das geht zu weit und ist nicht richtig. Wir helfen dann auch nicht dabei, dass der Wunsch im Ausland in Erfüllung geht.

Die 65-jährige Deutsche, die Vierlinge künstlich befruchten. Wo liegt für Sie die Schmerzgrenze fürs Kinderkriegen mit dieser Methode?

Ich bin Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Reproduktionsmedizin. Da haben wir die Grenze bei der Frau bei 45 Jahren festgelegt – beim Mann bei 55. Ich habe aber noch nie erlebt, dass eine 45-Jährige noch schwanger wurde und ein Kind bekommen hat. Es gibt aber einige wenige Frauen, die mit 44 noch Kinder bekommen.

Seit Juli 2013 können Sie und ihr Team gezielt einen weiblichen oder männlichen Embryo entstehen lassen. Für die Behandlung sind nur Paare zugelassen, die schwere Erbkrankheiten auf ihren Nachwuchs übertragen könnten. Wie ist die Nachfrage?

Das ist ein Forschungsprojekt. Unsere Aufgabe ist es, diese Technologie, die inzwischen 20 Jahre alt ist, zu verbessern. Etwa sieben Paare haben das Angebot seit dem Sommer 2013 in Anspruch genommen, zwei Schwangerschaften sind daraus entstanden. Viele Anfragen von Paaren mit Erbkrankheiten haben wir nicht. Es gibt aber vereinzelt Anfragen von Personen, die lieber ein Mädchen oder einen Jungen haben möchten. Das machen wir natürlich nicht, das ist ganz klar gesetzlich verboten.

Geht die Aussortierung von männlichen und weiblichen Spermien nicht in Richtung Designer-Babys?

Das Forschungsprojekt hat nichts damit zu tun. Von Designer-Babys redet man, wenn das Baby blaue Augen haben soll oder schwarze Haare. Mit diesem Projekt ist dies nicht möglich. Es geht nur um vererbare Schwerekrankheiten, die auf dem weiblichen Chromosom lokalisiert sind. Wir stellen dann sicher, dass das Kind ein Mädchen wird. Denn ein Mädchen kann Erbkrankheiten kompensieren mit dem anderen X-Chromosom. Beim Jungen ginge das nicht, weil er nur ein X-Chromosom hat. Die meisten Paare, die bei diesem Projekt mitmachen, haben bereits ein behindertes Kind – oder sie haben unter Umständen bereits eine Schwangerschaft deswegen abgebrochen. Ein Schwangerschaftsabbruch ist immer ein traumatisierendes Erlebnis.

Am 14. Juni stimmt die Schweiz über die Präimplantationsdiagnostik (PID) ab. Was erhoffen Sie sich von einer Gesetzesänderung?

Das jetzige Gesetz ist seit 2001 in Kraft und ist inzwischen nach 15 Jahren in grossen Teilen überholt. Denn die Therapieformen entwickeln sich rasant. Die Reproduktions-

medizin ist heute effizienter und sicherer, als das Gesetz es erlaubt. Wir hinken gegenüber anderen Ländern hinterher.

Inwiefern?

Heute sind wir verpflichtet, alle Embryonen sofort zu übertragen – das sind zwei oder drei pro Therapieversuch. Dadurch entstehen viel zu oft Mehrlingsschwangerschaften, die wiederum mit Komplikationen verbunden sind. Es wäre sinnvoller, nur noch einen Embryo übertragen zu müssen, den anderen allenfalls in einem späteren Behandlungsversuch. Wir würden mit weniger befruchteten Eizellen pro Therapie mehr erreichen und weniger Komplikationen verursachen. Leider wird die Vorlage in der Presse nur unter der Rubrik Präimplantationsdiagnostik vermarktet – das ist aber nur ein Teilaspekt der Vorlage.

«Der Begriff Designer-Baby ist ein Schlagwort ohne Inhalt.»

Ein umstrittener allerdings. Künftig sollen Ärzte mittels Präimplantationsdiagnostik (PID) die defekten Embryonen eruieren und die lebensfähigen in den Mutterleib einpflanzen. Gegner fürchten sich vor Designer-Babys.

Es geht beim neuen Gesetz nicht darum, Embryonen zu selektieren oder Designer-Babys zu produzieren. Das wäre übrigens gar nicht möglich, weil eine Frau gar nicht so viele Eizellen produzieren könnte, wie sie für die Herstellung eines Designer-Babys benötigen würde. Der Begriff des Designer-Babys ist nur ein Schlagwort ohne Inhalt. Im Prinzip geht es bei der PID um nichts anderes als das, was bei der Pränataldiagnostik (PND) schon längst gemacht wird. Einziger Unterschied wäre, dass mit der PID die Resultate schon vor der Schwangerschaft bekannt wären – noch bevor der Embryo eingepflanzt und entwickelt ist. Es kommt dann nicht zu einem möglichen Schwangerschaftsabbruch, was sehr traumatisch sein kann. Geht die Vorlage bachab, ist es geschehen um die Reproduktionsmedizin in der Schweiz.

Sie malen schwarz.

Nein, dann werden wir verglichen mit europäischen Ländern irgendwann in einer reproduktionsmedizinischen Steinzeit verharren. Falls die jetzige Gesetzeslage, die bereits Ende der Neunzigerjahre aufgestellt wurde und damals modern und zeitgemäss war, weiter besteht, werden wir mit weitaus geringerer Effizienz viel mehr Komplikationen verursachen. Die Schweizer Reproduktionsmedizin wäre nicht mehr konkurrenzfähig. Nur die Paare, die es sich leisten können, würden sich dann im Ausland behandeln lassen. Wie viele Paare, wissen wir nicht, da es hierzu keine Zahlen gäbe. Es würde jegliche Transparenz dazu fehlen. Das kann nicht im Sinne der Bevölkerung, der Betroffenen und auch nicht im Sinne der Behörden sein.

tageswoche.ch/+ndq6

×

Fortpflanzungsmedizin

Wie weit dürfen wir in die Fortpflanzung eingreifen? Diese Frage steht im Zentrum der Abstimmung vom 14. Juni.

Die Angst vor Designerbabys

von Jeremias Schulthess

Wer schwanger wird, kann schon heute eine Reihe von Tests durchführen. Pränataldiagnostik nennt sich das (übersetzt «vorgeburtliche Untersuchung»). Die Schwangere erfährt dann etwa, ob ihr Kind Trisomie 21 haben wird. Sie kann dann entscheiden, ob sie das Kind austragen oder in den ersten zwölf Wochen eine Abtreibung vornehmen lassen will.

Seit 2012 werden in der Schweiz genetische Bluttests angeboten, die keine Risiken für die Betroffenen bergen und einen Anhaltspunkt auf Chromosomenstörungen geben. Bei Unregelmässigkeiten können die Ärzte weitere Tests durchführen. Diese Erstuntersuchung ist für Schwangere verlockend, Kritiker befürchten, dass solche Tests bald Standard sein werden.

Bald entscheidet das Volk über die Präimplantationsdiagnostik (PID), die ähnliche Tests bei einer künstlichen Befruchtung bereits in der Petrischale erlauben würde. Die ethische Frage steht erneut auf der politischen Agenda: Wie weit darf der Mensch in seine Fortpflanzung eingreifen?

Schon seit bald 20 Jahren ringt die Politik um das Fortpflanzungsmedizinergesetz (FMedG); ein langer Kampf, den die Bevölkerung am 14. Juni entscheidend mitbestimmen wird. Der neue Verfassungstext erlaubt es, Embryonen zu untersuchen, bevor sie in den Körper einer Frau eingepflanzt werden. Die Praxis soll insbesondere denjenigen Paaren zugute kommen, bei denen der Mann oder die Frau eine schwere Erbkrankheit aufweist.

Eine Prise Eugenik

In diesen Fällen könnten die Embryonen noch in der Petrischale untersucht und aussortiert werden. Aber auch Paare ohne Erbkrankheiten könnten von der PID profitieren. Die Chancen für eine künstliche Befruchtung würden steigen, da Ärzte neu bis zu zwölf Embryonen in der Petrischale entwickeln dürften und diejenigen mit der grössten Überlebensfähigkeit einpflanzen könnten.

Die Praxis weckt bei manchen die Vorstellung, dass Kinder irgendwann nur noch im Reagenzglas entstehen. Blaue Augen, intelligent, keine Erbkrankheiten – es ist die Angst vor dem Designerkind mit einer Prise Herrenmenschen-Eugenik.

SP-Ständerätin Anita Fetz sieht keine solche Gefahr: «Es gehört zu unserem gesellschaftlichen Auftrag, dass wir solche Auswüchse verhindern; ich sehe zurzeit keine Tendenz in diese Richtung.» Sie findet es unverständlich, dass diese Untersuchungen während der Schwangerschaft erlaubt sind, nicht aber bevor eine Eizelle eingepflanzt wird. Das führe dazu, dass die Embryonen erst während der Schwangerschaft untersucht und im schlimmsten Fall erst dann abgetrieben würden.

«Ein Schritt in Richtung Laborkind»

Ihre Baselbieter Parteikollegin Susanne Leutenegger Oberholzer widerspricht. Es sei etwas ganz anderes, ob ein Embryo in der Petrischale oder erst im Bauch der Mutter untersucht würde: «Mit der Präimplantationsdiagnostik gehen wir einen Schritt in Richtung Laborkind.»

Leutenegger Oberholzer war die einzige SP-Vertreterin, die die Verfassungsänderung im Nationalrat ablehnte. Die meisten PID-Gegner kommen aus der CVP und SVP. Sie eint die Angst vor den Folgen des neuen Gesetzes. «Die vermeintlich harmlose Verfassungsänderung öffnet Tür und Tor für die gezielte Selektion von Menschen», argumentierten die PID-Gegner.

Behindertenorganisationen lehnen die PID grösstenteils ab (siehe S. 13). Der Verfassungstext ist allerdings klar formuliert: Die PID soll nur dann erlaubt sein, «wenn die Unfruchtbarkeit oder die Gefahr der Übertragung einer schweren Krankheit nicht anders behoben werden kann». Nicht erlaubt ist die PID, «um beim Kind bestimmte Eigenschaften herbeizuführen». Bundesrat Alain Berset schliesst denn auch explizit aus, dass es zu Designerbabys kommen würde.

tageswoche.ch/+rau8t

×



Kommentar

Behinderte Kinder verhindern: Die PID ist ein Schritt in die falsche Richtung.

“

Im Mai 2014 ratifizierte die Schweiz die Behindertenrechtskonvention der UNO. Sie ist ein unmissverständliches Bekenntnis für die Vielfalt – auch die genetische – und eine inklusive Gesellschaft.

Die vorgeburtliche Diagnostik läuft diesem internationalen Bekenntnis diametral entgegen. Immer früher, immer lückelloser soll eine mögliche Behinderung (insbesondere Trisomie 21) diagnostiziert werden, um danach die Konsequenzen ziehen zu können.

Die Zeichen von Politik und Wissenschaft an sämtliche werdenden Eltern sind unmissverständlich: Unternehmen Sie alles technisch Machbare, um ein Kind mit Behinderung zu verhindern.

Eine gezielte Auswahl der «Besten»

Die Präimplantationsdiagnostik (PID), über die wir am 14. Juni abstimmen, ist ein weiterer Schritt in diese Richtung. Vorgeburtliche Untersuchungen im Mutterleib (Pränataldiagnostik) sind bereits heute erlaubt. Der entscheidende Unterschied ist allerdings, dass bei der PID künstlich eine Auswahl an Embryonen erzeugt wird, um später dann den «Besten» daraus im Labor zu selektionieren.

Bei der PID geschieht die Aussortierung automatisch. Erfolgen Untersuchungen im Mutterleib, entscheidet die Frau nach gründlicher Abwägung, ob sie das Kind austragen wird. Es geht hier nicht um die gezielte Auswahl des «Besten».

Können Eltern von Kindern mit genetischer Besonderheit künftig noch auf die Solidarität der Gesellschaft zählen?

Bei der PID besteht die Gefahr, den ausgewählten Embryo zu verletzen, was wiederum zu einer Behinderung führen kann. Deshalb plädieren Fortpflanzungsmediziner bereits dafür, nach einer PID zusätzlich eine Pränataldiagnostik anzuwenden, um bei einem auffälligen Befund die weiteren Schritte – also eine Abtreibung – zu überlegen. Bei diesen Paaren handelt es sich



Stefanie Dadier ist wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Insieme Schweiz. Die Behindertenorganisation empfiehlt ein Nein zur Verfassungsänderung, die am 14. Juni an die Urne kommt. tageswoche.ch/+nll8y

wohlgemerkt um Paare mit lange gehegtem, unerfülltem Kinderwunsch.

Haben unter diesen Vorzeichen Menschen mit Behinderung überhaupt noch einen Platz in unserer Gesellschaft?

Durch die Dynamik der vorgeburtlichen Untersuchungen geraten alle werdenden Eltern unter Druck. Wenn sie sich für ihr Kind mit genetischer Besonderheit entscheiden, können sie dann in Zukunft noch auf die Solidarität der Gesellschaft zählen? Oder sehen Bekannte, Freunde und Verwandte ein behindertes Kind als «vermeidbare Last»? Die Mutter hätte ja dank vorgeburtlicher Diagnostik abtreiben können, so der Vorwurf, den Paare mit behinderten Kindern häufig zu spüren bekommen.

Wertes und unwertes Leben

Da bei der Präimplantationsdiagnostik eine Auswahl an Embryonen zur Verfügung steht, zwingt sie automatisch zu einer vorgefassten Unterscheidung in lebenswertes und nicht lebenswertes Leben. Ob das Kind, zum Beispiel mit einer Trisomie 21, aber dereinst ein glückliches Leben führen wird, lässt sich nicht im Reagenzglas testen.

×

”

Franziska und Benjamin sind heute glückliche Eltern von Anna und Noah. Doch dafür brauchte es Zeit und Hilfe.

Kinder aus dem Tiefkühler

Familienglück aus dem Reagenzglas: Franziska und Benjamin mit ihren Kindern Anna und Noah.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



von Matthias Oppliger

Dass ihre Eltern heute zwei Männern von der Zeitung erzählen, wie sie in den Bauch ihrer Mutter gekommen ist, findet Anna nicht verwunderlich. «Ist doch klar, das machen alle Mamis so», sagt die Sechsjährige. Anna weiss, dass sie aus dem Tiefkühler kommt. Und ihr kleiner Bruder Noah weiss es auch. Aber was spielt das schon für eine Rolle? Anna muss jetzt los, ihre Freundinnen warten draussen in ihren orangefarbenen dreieckigen Leuchtwesten. Der Kindergarten beginnt gleich.

Noah hat sich derweil ins Wohnzimmer zurückgezogen. Hin und wieder hört man ein Xylofon klimpern, einmal singt er leise ein paar Takte vor sich hin. Franziska und Benjamin, die Eltern, nehmen am grossen Esstisch Platz. Wir setzen uns dazu.

Der Weg zur glücklichen Familie war lang für die beiden und von Hindernissen übersät. «Ab Mitte 20 war uns beiden klar, dass wir Kinder wollen», erzählt Benjamin. Doch drei Jahre später war Franziska immer noch nicht schwanger. Der Kinderwunsch war übermächtig, allgegenwärtig, er bestimmte den Alltag. «Ich sah überall nur noch Schwangere und Kinder», erinnert sich Franziska.

Eine Zeit voller Arztbesuche, Tests und schwindender Hoffnung begann. Bis dann an einem Freitag im März 2007 der Gynäkologe den definitiven Befund ausstellte: Die Wahrscheinlichkeit, dass Franziska von Benjamin schwanger wird, liegt ungefähr bei eins zu einer Million. Das hat zwei Gründe: Sie leidet unter dem sogenannten PCO-Syndrom (polyzystisches ovarielles Syndrom) – einer Hormonstörung, die dazu führt, dass kein Eisprung stattfindet. Er wiederum produziert nicht ausreichend funktionsfähige Spermien.

Ein Kind für 25 000 Franken

Die beiden reagierten unterschiedlich auf die enttäuschende Botschaft. Franziska versank in einem emotionalen Loch, weinte viel, war verzweifelt. Benjamin wollte nicht wahrhaben, dass ihr lang gehegter Kinderwunsch unerfüllt bleiben sollte und googelte los.

Nur wenige Wochen später sassen sie im Kinderwunschzentrum und mussten sich einem regelrechten Verhör unterziehen. Der Arzt wollte sichergehen, dass der Kinderwunsch bei beiden Partnern vorhanden ist. Er wollte prüfen, wie stabil die Beziehung ist und ob Franziska und Benjamin in der Lage sind, sich gegenseitig zu unterstützen. Mit 30 waren beide eher jung, das Durchschnittsalter bei Frauen die eine künstliche Befruchtung wünschen, liegt zwischen 35 und 38 Jahren.

Zu diesem Zeitpunkt waren sie beide bereit, grosse Opfer zu erbringen. Benjamin sagt heute: «Ich hätte meinen Arm gegeben, wenn das etwas geholfen hätte.» Solch drastische Massnahmen waren zwar nicht nötig, hart waren die folgenden Monate trotzdem.

Da war die Kostenfrage. «Anna hat uns insgesamt 25 000 Franken gekostet», sagt Franziska trocken. Es ist eine irritierende Aussage, die seltsam berührt. Ins Bild der heilen Familie passt kein Preisschild. Franziska und Benjamin reden dennoch offen darüber; Fakten müssen benannt werden, Probleme besprochen. Das haben sie auf ihrem leidvollen und langen Weg gelernt. Nur so komme man als Paar heil durch diese schwierige Zeit. Die Kosten jedenfalls, die übernahmen teilweise die Eltern von Franziska und Benjamin.

Manchmal klingelte der Handyalarm mitten in der Nacht, weil eine Dosis Hormone fällig war.

Benjamin wurden operativ Spermien entnommen, Franziska musste sich einer intensiven Hormonbehandlung unterziehen. «Wochenlang nahm ich Tabletten und musste mir täglich Hormone spritzen.» Die Behandlung folgte einem genauen Zeitplan. Manchmal klingelte der Handyalarm mitten in der Nacht, weil wieder eine Dosis fällig war, erzählt sie. Mit dieser Behandlung wird der Körper auf eine Schwangerschaft vorbereitet.

Bei der ICSI-Methode (introzytoplasmatische Spermieninjektion) werden die Spermien mittels einer mikroskopisch feinen Nadel in die zuvor bei der Frau gewonnenen Eizellen injiziert. Und einige Tage später als Embryo in die Gebärmutter übertragen. Dieser Vorgang wird im Fachjargon «Transfer» genannt.

Der erste Transfer misslang, der Embryo starb nach wenigen Wochen ab. Der zweite Transfer war erfolgreich und heisst heute Anna.

Eine durch künstliche Befruchtung erzeugte Schwangerschaft gilt erst ab der 16. Woche als reguläre Schwangerschaft mit regulären Erfolgsaussichten. Diese Phase beschreibt Benjamin als die schlimmste. «Als Franziska endlich schwanger war, stiegen die Erwartungen ins Unermessliche. Gleichzeitig war da diese Angst, dass doch noch etwas passieren könnte.»

Es liegt in der Natur der Sache, dass diese Behandlung auf die Frau ausgerichtet ist: die vielen Arzttermine, die Hormoninjektionen, das körperliche Befinden, das «gefühlte» Schwangersein. Der Mann spielt dabei zumindest aus Sicht der Behandlung keine Rolle mehr. Benjamin aber wollte weiterhin involviert sein. «Ich wollte meinen Teil dazu beitragen, gerade auch in dieser Zeit der Ungewissheit.»

Er übernahm den Part des Unterstützers, der für die hormonbedingte Empfind-

lichkeit von Franziska Verständnis fand. Der aber auch darauf achtete, dass Franziska sich nicht in ihrer emotionalen Blase isolierte. Der für Ablenkung sorgte und dafür, dass ihre Beziehung nicht von diesem einen Thema erstickt wurde.

Unendliche Dankbarkeit

«Als Anna nach neun Monaten gesund zur Welt kam, waren wir unendlich dankbar», sagt Franziska. Während Benjamin das neu gewonnene Familienglück nicht zusätzlich herausfordern wollte, wurde bei Franziska der Kinderwunsch durch Anna fast noch grösser. Schon bald war klar, dass sie es noch einmal versuchen wollten.

Zwei weitere Hormonbehandlungen und neun Monate später wurde Noah geboren. Das war vor etwas mehr als vier Jahren.

Noch einmal wollen die beiden diese Strapazen nicht auf sich nehmen. Heute wären die Erfolgsaussichten auch wesentlich geringer. «Anna wünscht sich noch ein Schwesterchen», erzählt Franziska, «dann erklären wir ihr, dass das nicht so einfach ist.» Und Benjamin fügt an: «Oder wir sagen einfach, dass es im Kinderzimmer keinen Platz mehr gibt.»

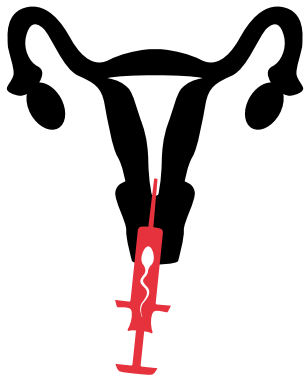
tageswoche.ch/+zqvzm

×

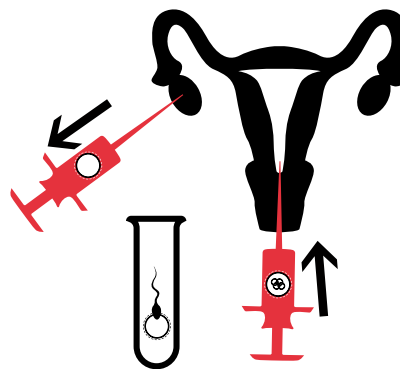
Franziska und Benjamin wollen zum Schutz ihrer Kinder nicht mit Nachnamen genannt werden.

Künstliche Befruchtung – die Methoden.

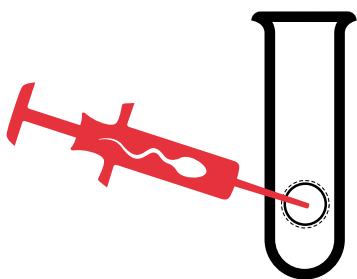
ILLUSTRATIONEN: H.-J. WALTER



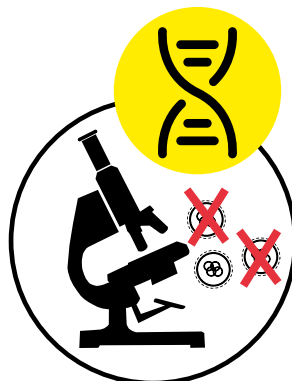
Bei der **Insemination (IUI)** erfolgt die Befruchtung im Körper. Dabei werden die Eierstöcke hormonell stimuliert und die Spermien mittels Kanüle in die Gebärmutter eingebracht. Eine Methode für Frauen ohne Eisprung oder für Paare mit übertragbaren Infektionskrankheiten.



Für die **In-Vitro-Fertilisation (IVF)** werden der Frau nach hormoneller Stimulierung Eizellen entnommen und im Labor mit den Spermien zusammengebracht. Die Befruchtung erfolgt aus eigener Kraft. Der Embryo wird wenige Tage später in die Gebärmutter transferiert.



Die **intrazytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI)** unterscheidet sich dadurch von der IVF, dass bei der Befruchtung nachgeholfen wird. Dafür wird das Spermium unter dem Mikroskop mit einer Nadel in die Eizelle injiziert. Die erfolgreiche Befruchtung ist auch auf diesem Weg nicht garantiert.



Bei der Abstimmung über die **Präimplantationsdiagnostik (PID)** geht es darum, ob gewisse Untersuchungen am Embryo bereits vor dem Transfer in die Gebärmutter durchgeführt werden dürfen und nicht wie heutzutage erst im Mutterleib (Pränataldiagnostik).



THEATER
im Teufelhof Basel

NESSI «ESSIG IM HERZ DER LIMONADE» TAUSENDSCHÖN

30. APRIL BIS 2. MAI
(DO - SA)
20.30 UHR

Deutsch

WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

BURGHOF

IM MAI 2015

SA 02.05. | 18 UHR | **PREMIERE**
SO 03.05. | 14 & 18 UHR
MO 04.05. | 9 & 18 UHR
DI 05.05. | 8.30 & 11 UHR
MI 06.05. | 9 UHR

TEMPUS FUGIT
DON QUIJOTE



SO 10.05. | 11 UHR
DOVER QUARTETT
WERKE VON MOZART, SAARIAHO
UND GRIEG



MO 11.05.
20 UHR
**FLORIAN
SCHROEDER**
ENTSCHEIDET
EUCH!

Tickets: +49 (0) 76 21 - 940 89 - 11/12
www.burghof.com

VVK + Abo: Kartenhaus im Burghof Mo - Fr 9 - 17 Uhr,
Sa 9 - 14 Uhr und an den bekanntesten Vorverkaufsstellen
VVK Schweiz: BaZ am Aeschlenplatz, Infothek Riehen, Kulturhaus Bider & Tanner
mit Musik Wyler, Stadtcasino Basel, Tourist-Information Rheinfelden

SO 17.05. | 18 UHR

ARTEMIS QUARTETT

WERKE VON MOZART, VASKS UND DVOŘÁK



:VORSCHAU SAISON 15/16:

BEREITS IM VORVERKAUF:



MI 02.12. | 20 UHR
HANS LIBERG
ATTACCA



DO 03.12. | 20 UHR
KLAUS HOFFMANN
SEHNSUCHT

Das vollständige Programm der Saison 15/16
und allgemeiner VVK-Start am 11. Juni 2015!

NaturEnergie

Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

reservix
das ticketportal

Burghof Lörrach

Offbeat Jazz Festival Basel

Mi 29.04. 20:15

Hildegard lernt fliegen

Do 30.04. 19:15

«Strada Invisibile» -
Rita Marcotulli / Luciano Biondini

Do 30.04. 20:45

«New York Today» -
Ambrose Akinmusire & Quartet

T 061 883 13 13

www.gareduord.ch

GARE DU NORD

**Tages
Woche**

Besuchen Sie uns an der Blickfang. Messe Basel Halle 3. Stand 1.127, 24.-26. April

Der Vorgänger musste nach 34 Jahren dichtmachen, weil ihm Jugendliche die Gäste vergraulen. Nun will ein Trio mit dem Flair eines italienischen Strandhauses Jung und Alt anlocken.

«Veranda Pellicano» – Neustart am Birsköpfli

von Lea Dettli

Momentan ist das Restaurant am Birsköpfli noch eine Baustelle: Die Baracken, die bis jetzt eine geschlossene Einheit bildeten, werden geöffnet und die Anlage erhält eine neue Bar. Ende Juni, wenn sich die Menschenmengen auf dem Birsköpfli sonnen, soll alles fertig sein: Dann eröffnet das Lokal als «Veranda Pellicano» unter der Leitung von Thomas Gander, Gabriel Pellicano und Pascal Moor.

Das Ziel der drei Männer: Ihre Beiz soll dazu beitragen, das Breite-Quartier und das Birsköpfli selbst aufzuwerten. Denn hier sollen Grosse Eltern mit ihren Enkeln genauso verweilen können wie Expat-Pärchen und Jugendliche mit ihrem Einweggrill. «Wir wollen einen Freiraum für alle Generationen schaffen», sagt Moor.

Mehr noch: Das Team sieht sich als Teil der Quartierentwicklung. «Das Kleinbasel hat sich entwickelt, das Gundeli entwickelt sich, und wir sehen dieses Potenzial auch hier in der Breite», sagt Gabriel Pellicano, der seit Jahren in diesem Quartier ein Geschäft für italienische Spezialitäten betreibt. «Die Leute hier wünschen sich einen Ort, einen Treffpunkt im Quartier, wo man gemeinsam Zeit verbringen kann.»

Das Problem mit den Jugendlichen

Dass ein solches Miteinander nicht einfach ist, erlebte der ehemalige Betreiber des Birsköpfli-Restaurants, SVP-Grossrat Oskar Herzig. Er führte das Lokal 34 Jahre lang und hörte letztes Jahr auf: Es fehlte der Umsatz. «Das grösste Problem sind leider die Jugendlichen, die das Birsköpfli am Wochenende für Partys und Saufgelage nutzen», erklärt er. «Natürlich müssen auch sie einen Platz haben, aber wenn sie ihre eigene Verpflegung mitbringen und gleichzeitig unsere konsumierenden Gäste vertreiben, ist das problematisch.»

Davon lassen sich die neuen Betreiber nicht aus der Ruhe bringen. «Wir wollen ja ganz bewusst einen Platz schaffen, an dem alle willkommen sind», sagt Pascal Moor. «Ausserdem sind wir gut vorbereitet. Und

mit Thomas Gander haben wir eine erfahrene Person bezüglich Jugendarbeit im Team.» Gander war zehn Jahre lang Fan-Arbeiter beim FC Basel.

«Wir wollen einen Platz schaffen, an dem alle willkommen sind.»

**Pascal Moor,
Mitbetreiber «Veranda Pellicano»**

Das gastronomische Angebot preisen die drei als «erschwinglich und vielseitig» an. «Wir werden eine mediterrane Küche

anbieten, um das Flair eines italienischen Strandhauses zu schaffen», erzählt Pellicano. «Nebst Meeresfrüchten, Antipasti und Grill wird es aber auch einfache Snacks wie Hotdog, Hamburger und Glace geben.»

Vorgesehen ist ausserdem ein italienisches Mittags-Menü mit vegetarischer Option und eine abendliche Bar im Stil einer Buvette. Auch kulturelle Anlässe sind im neuen Birsköpfli-Restaurant geplant.

Vorgänger Oskar Herzig wünscht seinen Nachfolgern «viel Erfolg». Der Mann, der das Lokal während der letzten drei Jahrzehnte führte, hofft, dass die drei Männer ihr Ziel erreichen und das Birsköpfli damit zu einer neuen Blüte bringen.

tageswoche.ch/+wu9nv

×

Im Sommer wird das Restaurant neu eröffnet werden.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI





Der Basler Regierungspräsident ist zuversichtlich, dass am Hafen doch noch das versprochene Leben Einzug hält.

Klybeckinsel

Die Verantwortung für die Zwischennutzungen am Hafen trage er, sagt Guy Morin. Und er erklärt, warum er das Projekt trotz allgemeiner Unzufriedenheit als erfolgreich erachtet.

«Wir lernen dazu – auf allen Seiten»

von Andreas Schwald

Herr Morin, wer ist auf dem Hafens-areal der Chef?

Das ist bei allen Areal-Entwicklungen und Bauten der Verwaltung nach dem Dreirollen-Modell geregelt. In diesem Modell gibt es keinen eigentlichen Chef. Es gibt den Nutzer, den Eigner und den Bewilligenden beziehungsweise Ausführenden. Nutzer sind im Fall der Zwischennutzung wir, also das Präsidialdepartement. Eigner ist immer das Finanzdepartement über Im-

mobilien Basel. Und das Bau- und Verkehrsdepartement bewilligt und führt aus. Es sind also in jeder Entwicklung drei Departemente zuständig.

Was ist Ihre Rolle in diesem Prozess, in dem es keinen eigentlichen Chef gibt?

Wir, also das Präsidialdepartement, sind Nutzer. Und der Nutzer definiert die Inhalte und die Bedürfnisse, in diesem Fall konkret für die Zwischennutzungen. Neben dem Eigner hat der Nutzer also eine genauso wichtige Rolle im Prozess.

In der Öffentlichkeit heisst es: Morin ist schuld. Sie treten auch öffentlich in Erscheinung, etwa als Sie vergangene Woche zugunsten der jesischen Familie am Hafen einschritten. Tragen Sie denn letztlich die Verantwortung für die Situation am Hafen?

Ja, das hat mit meiner Aufgabe zu tun. Als Nutzer wollen wir verwaltungsintern die Dinge vorantreiben und setzen uns stark für die Interessen der Zwischennutzerinnen und Zwischennutzer ein. Das ma-



FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kräfte behindern auch die Zwischennutzungen, denn in ihren Augen gelten diese als Vorläufer dessen, was noch kommt.

Wer will die Zwischennutzung konkret verhindern?

Die blockierenden Kräfte kommen vornehmlich aus dem Quartier. Wir spüren hier eine Angst vor Verdrängung und Aufwertung. Diese Kräfte wollen, dass alles gleich bleibt wie bisher, dass also am Hafen nichts passiert. Dazu zähle ich auch die Wohngenossenschaft Klybeck, die eine Einsprache gegen die Zwischennutzung auf dem Ex-Migrol-Areal – gegen den Holzpark Klybeck – gemacht hat.

Und was ist mit den Wagenleuten und ihren Sympathisanten?

Das sind Kräfte, die wollen, dass alles frei bleibt, damit sie machen können, was sie wollen. Dazu gehören etwa «Uferlos» und «Haafescharte», auch die BastA! verorte ich in diesem Umfeld. Diese Kräfte sagen: Wir wollen uns nicht einem Regelwerk unterwerfen und tun, was wir wollen. Und da müssen wir halt sagen: Es gibt auf jedem Zentimeter Grund Regeln, die eingehalten werden müssen. Diese Regeln gelten zum Schutz der Menschen, die den Raum nutzen, und zum Schutz der Nachbarn: Baubewilligungen, Lärmvorschriften, Jugendschutz etc. So ist es auch bei diesen zwei Arealen. Es gibt Regeln, die eingehalten werden müssen, auch wenn ich überzeugt bin, dass es möglichst wenige sein sollen. Aber Anarchie, das gibt es nicht.

Dafür haben Sie ja jetzt die Vereine I_Land und Shift Mode: Die zwei grossen Zwischennutzer.

Sie gehören zur dritten Gruppe, die auch politisch sehr aktiv ist: Es sind Kräfte, die Zwischennutzungen in der jetzigen Form wollen. Dabei handelt es sich um Menschen, die sagen: Nach dem Ende des nt/Areals ist der Hafen eine grosse Chance für eine ähnliche Zwischennutzung. Davon bin auch ich überzeugt. Aber auch in dieser Gruppe gab es immer wieder Interessenskonflikte und Rivalitäten, was sich mittlerweile gelegt hat. Wir haben jetzt zwei verlässliche Partner mit I_Land auf dem Ex-Esso-Areal und Shift Mode auf dem Ex-Migrol-Areal. Es gibt aber auch noch eine vierte Gruppe: Die Kräfte von rechts, die sich gegen eine Nutzung in dieser Form stemmen und lieber eine gewerbliche Zwischennutzung auf dem Areal sähen.

Ganz schön verfahren. Und dann gibt es da ja noch die zitierte Einsprache gegen den Holzpark.

Die Einsprache der Wohngenossenschaft Klybeck gegen den Holzpark Klybeck behindert uns derzeit am meisten. Ohne rechtsgültige Baubewilligung kann der Holzpark Klybeck nicht loslegen. Verwaltungsintern war bislang das Bewilligungsverfahren abgeschlossen, aber solange die Einsprache hängig ist, passiert bezüglich Holzpark auf dem Areal erst einmal gar nichts. Und das kann sogar noch andauern, wenn die Einsprache weitergezogen würde. Aus unserer Warte eine ärgerliche Situation.

Im Zusammenhang mit dieser Mehrschichtigkeit – Dreirollen-Modell des Kantons, Zwischennutzer, weitere Interessengruppen – fiel auch schon der Begriff «Teile und herrsche»: Zwischennutzer dienen als Pufferzone zwischen Störelementen und politischen Verantwortlichen.

Nein, und das ist auch keinesfalls Absicht der Regierung. Die Regierung will, dass diese Brachen – Ex-Esso und Ex-Migrol – durch Zwischennutzungen genutzt werden. Und dies nicht in einem rechtsfreien Raum, sondern in einem geregelten Rahmen, mit einem Zwischennutzungsvertrag. Das ist die Absicht. Natürlich lockt eine Brache jegliche wilde Nutzung oder Besetzung an. Diese schaffen immer wieder politische Konflikte – und das ist dem Prozess nicht dienlich. Herrscht dort ein ständiger Konflikt, dann entsteht nichts Positives, dann entstehen auch keine positiven Bilder. Letztlich dient das natürlich auch jenen, die wollen, dass mit dem Areal gar nichts passiert. Konflikte blockieren die Entwicklung.

«Es gibt immer noch grundsätzlichen Widerstand, der alles verhindern will.»

Aber das ist ja genau das, was kürzlich wieder passiert ist. Vergangene Woche wurde einer jenischen Familie vom Zwischennutzerverein I_Land schriftlich eine Räumung angedroht. Was lief falsch?

Entscheide über Ultimaten, Fristen oder Räumungsandrohungen sind immer Sache der Politik. Wir schieben keinesfalls einen Mieter vor – auch wenn rechtlich gesehen der Mieter eine Strafanzeige wegen Hausfriedensbruchs einreichen muss.

Nun hatte aber I_Land am Montag der Familie schriftlich mit der Anzeige bis Mittwochmittag gedroht, sollte sie den Platz an der Uferstrasse bis dann nicht geräumt haben.

Das lief ordnungsgemäss ab. I_Land ist Vertragspartner und muss damit als Mieter den ersten Schritt tun. Das ist leider so, und da hat sich auch die Verwaltung daran zu halten. Als politisch Verantwortlicher kann letztlich aber nur ich sagen: Bleiben wir ruhig und gehen wir es gelassen an. Ich hatte am Montag leider eine Operation und versuchte noch, das entsprechende Signal zu geben, offensichtlich drang es nicht bis zu den Ausführenden vor Ort durch. Wir sind aber schnellstmöglich eingeschritten und haben entsprechend kommuniziert, dass eine Räumung sicher nicht das Ziel sei. Klar ist aber: Hierbei handelt es sich um einen politischen Entscheid und da übernehme ich die Verantwortung und nicht etwa der Verein I_Land.

Shift Mode hat den noch deutlicheren Auftrag einzuschreiten: Per Klausel

che ich – und das mache ich auch gerne. Denn ich bin überzeugt, dass es diese Zwischennutzung auf der Klybeckinsel braucht. Schliesslich soll dort mittel- bis langfristig ein neues Quartier entstehen. In der aktuellen Übergangszeit ist die Zwischennutzung eine grosse Chance, mit der wir das Quartier einbeziehen können. Das Quartier – und das weitere Umfeld – sollen das Areal benutzen können und es sich dadurch im weiteren Sinne auch aneignen.

«Es gibt Regeln, die eingehalten werden müssen, auch wenn ich überzeugt bin, dass es möglichst wenige sein sollen.»

Nun, sind Sie als Nutzer also zufrieden mit der Situation auf der Klybeckinsel?

Nein. Ich bin aus zwei Gründen nicht zufrieden. Ich stelle fest, dass am Hafen sehr viele Teilinteressen ins Spiel kommen, die sich zum Teil widersprechen und sich vor allem gegenseitig behindern. Und es gibt Kräfte, die keine Entwicklung am Hafen wollen – auch in Zukunft nicht. Diese

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Käsermann-Laubscher, Ruth Elly, von Basel/BS, Fraubrunnen/BE, 18.12.1914–18.04.2015, Feldstr. 35, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Mittwoch, 29.04., 10.30 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Mair-Casola, Urs René, von Basel/BS, 22.08.1938–07.04.2015, Spitzwaldstr. 16, Allschwil, Trauerfeier: Montag, 11.05., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Neeser-Mezger, Wendy Margret, von Basel/BS, Seengen/AG, 06.12.1935–19.04.2015, Baselmattweg 162, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 30.04., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Zurfluh-Flühler, Sylva, von Basel/BS, Gurtellen/UR, 14.09.1922–17.04.2015, Ulmenstr. 18, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlenheim

Koller, Rosmarie Agatha, von Val Terbi/JU, 08.04.1940–06.04.2015, Baselstr. 98, Arlesheim, wurde bestattet.

Basel

Anderegg-Rueb, Agnes, von Basel/BS, 10.09.1920–28.03.2015, Wiesendamm 20, Basel, Urnenbeisetzung: Freitag, 24.04., 14.40 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Arnould-Valenti, Roland Marcel, von Radelfingen/BE, 10.03.1959–14.04.2015, Beinwilerstr. 1, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Bogni-Heimburger, Marie Louise, von Basel/BS, 18.07.1920–21.04.2015, Rennweg 102, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Camenzind-Roth, Albert, von Basel/BS, 31.05.1923–22.04.2015, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Ciprian, Charlotte Claire, von Gossau/SG, 15.10.1956–10.04.2015, Gellerstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Dahinden-Bigler, Martha, von Schüpfheim/LU, 27.06.1924–09.04.2015, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Fischer-Meier, Ruth Cécilie, von Riehen/BS, 05.07.1918–21.03.2015, St. Alban-Vorstadt 85, c/o Ländliheim, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.04., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Frank-Mijatovic, Hans, von Langnau im Emmental/BE, 04.04.1929–10.04.2015, Jurastr. 10, Basel, wurde bestattet.

Franz-Bucher, Margaretha Theresia, von Basel/BS, 13.10.1917–12.04.2015, Im Burgfelderhof 30, Basel, Trauerfeier: Montag, 27.04., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Freund-Grütter, Fritz Robert, von Allschwil/BL, 13.06.1926–13.04.2015, Mühlhäuserstr. 35, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.04., 14.30 Uhr, Friedhofskapelle Allschwil.

Geiger-Klimsch, Helga Käte, von Basel/BS, 07.06.1937–03.04.2015, Im Heimatland 60, Basel, wurde bestattet.

Gerber-Groff, Rose Georgette, von Sumiswald/BE, 24.08.1925–16.04.2015, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Gloor-Iten, Hans Werner, von Basel/BS, 27.06.1927–31.03.2015, Nadelberg 27, Basel, wurde bestattet.

Götz, Gertrud, von Basel/BS, 23.11.1926–13.02.2015, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Hauenstein-Bietz, Adele, von Tegerfelden/AG, 02.12.1927–13.04.2015, Peterskirchplatz 1, Basel, wurde bestattet.

Hofer, Heinrich, von Strengelbach/AG, 08.07.1926–09.04.2015, Asconastr. 1, Basel, Abschied im engsten Familien- und Freundeskreis.

Hüneborn-Forster, Christoph, von Basel, 12.12.1944–16.04.2015, Schlettstadterstr. 42, Basel, Trauerfeier: Montag 27.04., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lerch-Baumgartner, Paul, von Basel/BS, 22.10.1923–09.04.2015, Lehenmattstr. 225, Basel, wurde bestattet.

Meier-Vetter, Verena Ursula, von Basel/BS, 30.05.1924–14.04.2015, Gellerstr. 138, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.04., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Müller-Widmer, Hans Rudolf, von Basel/BS, Muhen/AG, 23.09.1931–16.04.2015, Wettsteinallee 20, Basel, wurde bestattet.

Nodenschneider, Camille René August, von Frankreich, 24.11.1933–12.04.2015, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Osamudjame, Osagie, von Nigeria (Benin-ziti), 18.04.1988–08.04.2015, Innere Margartenstrasse 18, Basel, wurde bestattet.

Perrig, César Ferdinand, von Basel/BS, Ried-Brig/VS, 21.01.1950–18.04.2015, Im Zimmerhof 6, Basel, Trauerfeier: Samstag, 25.04., 14 Uhr, Saal 12, Weidengasse 53, Basel.

Plüss-Erni, Frieda, von Rothrist/AG, 03.03.1930–04.04.2015, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Rotzler-Stalder, Rudolf, von Zeiningen/AG, 04.08.1924–12.04.2015, Rebgrasse 16, Basel, wurde bestattet.

Scacchi-Jäggi, Verena, von Mümliswil-Ramiswil/SO, 05.04.1938–06.04.2015, Birkenstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Schlachter-Stettler, Ralph Reinhold, von Basel/BS, 08.03.1931–15.04.2015, Breisacherstr. 64, Basel, wurde bestattet.

Schmidt-Heyland, Hermann Bernhard, von Reichenau, 14.07.1924–14.04.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Scossa-Struchen, Ivano, von Malvaglia/TI, 24.03.1942–09.04.2015, Laufenstr. 42, Basel, wurde bestattet.

Stratenwerth, Günter, von Deutschland, 31.01.1924–15.04.2015, St. Alban-Vorstadt 92, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 28.04., 10.30 Uhr, Peterskirche.

Treier-Brunner, Beat Josef, von Basel/BS, Wöllinswil/AG, 06.02.1949–14.04.2015, Burgfelderstr. 79, Basel, wurde bestattet.

Zurbuchen, Mirta Magdalena, von Trub/BE, 18.05.1933–01.04.2015, Klybeckstr. 111, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.04., 14.00 Uhr, Friedhof Ettingen.

Bettingen

Nebiker-Schäublin, Anna, von Bettingen/BS, Basel/BS, 07.03.1919–25.03.2015, Chrischonarain 135, Bettingen, Trauerfeier: Montag, 27.04., 14.00 Uhr, Kirchli Bettingen.

Steiner-Schmid, Eva Amalia, von Neuchâtel/NE, 10.07.1928–20.04.2015, Chrischonarain 135, Bettingen, Trauerfeier: Mittwoch, 29.04., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Birsfelden

Borer-Rüger, Ruth, von Grindel/SO, 22.05.1931–03.04.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Stille Beisetzung.

Chenaux-Müller, Bernard, von Haute-rive/FR, 01.09.1939–16.04.2015, Muttenerstr. 10, Birsfelden, Stille Beisetzung.

Sieber, Hans, von Basel/BS, 25.09.1928–08.04.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Lausen

Läuchli, Max Heinrich, von Remigen/AG, Lausen/BL, 17.04.1924–20.04.2015, Römerstr. 20, Lausen, Bestattung: Dienstag, 05.05., 14.00 Uhr, Friedhof Lausen, Besammlung Friedhofhalle.

Mannino, Gaetano, von Italien, 04.11.1959–15.04.2015, Hauptstr. 103, Lausen, wurde bestattet.

Münchenstein

Blum-Peter, Paula Katharina, von Roggliswil/LU, 13.02.1927–18.04.2015, Schmidholzstr. 23, Münchenstein, Abkündigung: Dienstag, 28.04., 10.30 Uhr, Katholische Kirche St. Franz Xaver, Loogstr. 22, Münchenstein. Urnenbeisetzung zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familienkreis.

Bohm, Adelheid (Heidi), von Basel/BS, 11.11.1937–13.04.2015, Äussere Lange Heid 1, Münchenstein, Abkündigung: Freitag, 24.04., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli Basel, Kapelle 3.

Burkhard-Besio, Margherita, von Sumiswald/BE, 25.02.1932–18.04.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Urnenbeisetzung erfolgt im engsten Familienkreis im Ausland.

Reinle-Pfenninger, Rico A., von Zürich/ZH, Stein/AG, 12.10.1926–16.04.2015, Fichtenwaldstr. 31, Münchenstein, Abschied im engsten Familien- und Freundeskreis.

Riegger-Trechslin, Paul, von Basel/BS, Pfyn/TG, 21.05.1927–19.04.2015, Birkenstr. 35, Münchenstein, Abkündigung: Dienstag, 05.05., 14.00 Uhr, ref. Kirchgemeindehaus, Lärchenstr. 3, Münchenstein, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Scherz-Savs, Bernhard Armin, von Aeschi bei Spiez/BE, 04.07.1936–11.04.2015, Tannenstr. 1, Münchenstein, wurde bestattet.

Schneider, Walter, von Bettenhausen/BE, 28.01.1929–16.04.2015, Lärchenstr. 15, Münchenstein, Urnenbestattung: Donnerstag, 30.04., 13.30 Uhr, Friedhof Münchenstein, abschliessend Abkündigung in der

kath. Kirche St. Franz Xaver, Loogstr. 22, Münchenstein.

Schuster-Dammann, Adelheid Hedwig (Heideli), von Basel/BS, 30.10.1927–01.04.2015, Entenweidstr. 25, Münchenstein, wurde bestattet.

Muttenz

Fuchs, Frieda, von Blauen/BL, 28.07.1938–17.04.2015, Kirschgartenstr. 6, Muttenz, wurde bestattet.

Nüesch-Meierhofer, Andreas, von Muttenz/BL, Krattigen/BE, 12.03.1923–16.04.2015, In den Wegscheid 1, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 28.04., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Pratteln

Schneider, Hans, von Pratteln/BL, 05.09.1932–19.04.2015, Schützenweg 12, Pratteln, Trauerfeier: Dienstag, 05.05., 14.00 Uhr, Friedhof Blüten-Abkündigungskapelle, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Morgenegg-Schaffer, Rita, von Muttenz/BL, Köniz/BE, 10.05.1939–11.04.2015, Aumattstr. 79, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Nachbur-Epting, Lilly, von Büren/SO, 15.02.1928–19.04.2015, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 29.04., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Angsbürger-Schläfli, Verena, von Langnau im Emmental/BE, 22.02.1923–15.04.2015, Albert Oeri Str. 7, Riehen, Trauerfeier: Montag, 27.04., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Brügger-Vögeli, Rolf, von Riehen, 01.05.1933–30.03.2015, Rauracherstr. 33, Riehen, wurde bestattet.

Müller-Wild, Leo Karl, von Uzwil/SG, 24.02.1932–20.04.2015,

Bäumlihofstr. 419, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 29.04., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Portmann-Jacot-Descombes, Margrith, von Basel/BS, 04.04.1923–18.04.2015, Inzlingerstr. 230, c/o APH Humanitas, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Rüedi-Meier, Gertrud, von Basel/BS, 17.10.1925–20.04.2015, Bahnhofstr. 23, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 29.04., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zampese-Fedrigio, Domenico, von Italien, 29.10.1934–16.04.2015, Oberdorfstr. 25, Riehen, wurde bestattet.

Therwil

Blauer-Jörgler, Maria Magdalena, von Allschwil/BL, 12.09.1912–14.04.2015, Baslerstr. 10, Therwil, Trauerfeier und Beisetzung: Dienstag, 21.05., 14.00 Uhr, Besammlung: Kapelle Friedhof Allschwil.



Guy Morins Vorstellung des Hafens: «Ein offener Ort, den die Bevölkerung frei von Konsumzwang nutzen kann.» FOTO: ERICH MEYER

soll der Verein bei Besetzungen und ähnlichem umgehend und seinen Möglichkeiten entsprechend handeln. Was hat es damit auf sich?

Vielleicht ist die Formulierung der Klausel nicht gerade geschickt, aber sie drückt die politische Absicht der Regierung aus: Dass wir diese Brache einem Zwischennutzer namens Shift Mode vermieten, damit dieser geregelte Zwischennutzungen durchführt. Es soll keine Umgehung der Auflagen möglich sein, so unter dem Motto: «Da müssen wir jetzt nicht hinschauen, wenn etwas passiert.» Deshalb die strikte Formulierung. Das ganze Areal ist Industriezone und dort darf nach Definition nur ein Hauswart wohnen.

Trotzdem duldet die Regierung noch die Wagenleute.

Ja. Vielleicht lag dem eine gewisse Naivität meinerseits beziehungsweise des Kollegiums zugrunde. Aber das übergeordnete Interesse, nämlich die Vermeidung von immer wiederkehrenden Konflikten wie weiteren Besetzungen und Räumungen, rechtfertigt aus unserer Sicht die Duldung des Wagenplatzes. Unsere Erwartung war, dass mit der Duldung das Konfliktpotenzial deutlich sinkt.

Und ist das Konfliktpotenzial tatsächlich gesunken?

Ja, ist es. Aber verschwunden ist es nicht. Es gibt immer noch einen Herd von grundsätzlichem Widerstand, der alles verhindern will. Das ist schade. Wir hatten mit der Duldung die Hoffnung, dass diese Konflikte kleiner werden. Das wurden sie zwar

auch, aber zwischendurch kommt es immer wieder zu kleinen Störmanövern.

Zurück zu Shift Mode: Der Vertrag – so es der echte ist – wurde vor wenigen Wochen auf der Plattform «D Made im Daig» öffentlich gemacht. Wie konnte das passieren?

Es ist der echte Vertrag. Aber es gilt ja auch das Öffentlichkeitsprinzip. Sowohl die Regierung wie auch die Verwaltung haben hierbei nichts zu verbergen. Wieso dieser Vertrag nicht von Anfang an veröffentlicht wurde, weiss ich auch nicht. Es unterliegt meines Wissens nichts Wesentliches im Vertrag dem Datenschutz. Die Veröffentlichung war nicht kritisch.

«Auf dem Ex-Migrol-Areal ist alles behindert durch die Einsprache der WG Klybeck.»

Wie geht es jetzt weiter?

Was das Ex-Migrol-Areal betrifft, ist klar: Hier ist derzeit alles behindert durch die Einsprache der WG Klybeck. Auf dem Ex-Esso-Areal werden wir den Vertrag mit I_Land verlängern bis 2019. Damit werden beide Zwischennutzer dieselbe Vertragslaufzeit haben. Die Verlängerung wird aus meiner Sicht eine Formsache sein. Das Interesse ist auf beiden Seiten vorhanden und der Verein I_Land ist sehr erfolgreich. Dann besteht noch die Pendeuz der provi-

sorischen Passerelle: Das Areal ist bislang dürftig erschlossen. Eine zusätzliche Verbindung für die bessere Erreichbarkeit des Quartiers ist absolut sinnvoll, bis die definitive Erschliessung sichergestellt ist.

Und dann gehts richtig los?

Ja, dann entsteht Leben. Wenn der Holzpark Klybeck mit seinen Hallen steht, wenn noch weitere Projekte auf dem Ex-Migrol-Areal realisiert werden, wenn auch die Trendsporthalle in Betrieb ist: Dann kommt das, was wir versprochen haben. Nämlich, dass hier für die nächsten vier, fünf Jahre ein offener Ort entsteht, den das Quartier, die Jugendlichen und die Bevölkerung frei von Konsumzwang nutzen können. Aber dafür muss erst die Einsprache vom Tisch, die die Entwicklung des Ex-Migrol-Areals derzeit blockiert.

Zusammengefasst: Wie lautet die Zwischenbilanz aus der Sicht des Basler Regierungspräsidenten?

Ich erachte das Projekt trotz allem als sehr erfolgreich. Denn bezüglich Zwischennutzung des Kantons auf Brachen haben wir noch keinerlei Erfahrungen – uns geht es hierbei gleich wie den anderen Kantonen. Da gebe ich sehr gerne zu, dass wir in einer Art Laborsituation sind, wo wir Erfahrungen sammeln, es ist eine Art Pilotprojekt. Da haben in der Vergangenheit alle Fehler gemacht, auch wir. Aber wir lernen dazu – auf allen Seiten. Und es ist auch für uns ein spannender Lernprozess, wie wir gerade aktuell am Fall der jesischen Familie gesehen haben.

tageswoche.ch/+827w8

×

Von der Werkstatt bis an die Theke

von Michel Schultheiss

Der rasante Aufstieg des Latte macchiato erstaunt Alfons Schuwey. «In Italien gilt das als Kindergetränk», meint er schmunzelnd. Auch wenn er ihn im «Caffè Eccetera» ebenfalls im Angebot hat, schwört er vor allem auf den klassischen italienischen Espresso. Für Schuwey ist klar, welche Kriterien ein solcher zu erfüllen hat.

«Er muss eine haselnussbraune Creme haben und darf nicht überfüllt sein», erklärt er. «Dabei hängt vieles von der Mischung ab, wie erdig, nussig oder fruchtig er schmecken soll», erklärt Alfons Schuwey. Zudem trinke das Auge mit: «Ob der Espresso gut gemacht ist, sieht man ihm an.»

25 Sekunden Auslaufzeit

Michelangelos David, der sich eine Tasse genehmigt, gehört ebenso zum Inventar des «Caffè Eccetera» wie die neapolitanische «Bosco»-Maschine aus vernickeltem Kupferblech, die noch mit Federn läuft. Seit rund zwölf Jahren führt Schuwey das Lokal an der Mittleren Strasse, das früher unter dem Namen «Floatarium» bekannt war. Wenn er hinter dem Brühkopf seiner «Bosco» steht,

nimmt er es genau: 25 Sekunden Auslaufzeit kalkuliert er ein, wenn er den Espresso nach Wunsch möchte. Im Gegensatz zum eher wässrigen Café Crème ist bei der konzentrierten italienischen Zubereitungsart hoher Druck im Spiel. Somit wird ein wa(s)ch echter Espresso nahezu dickflüssig – sofern er fein genug gemahlen ist. Daher empfiehlt Alfons Schuwey, für den Espresso nicht die gleiche Mühle wie für den Café Crème zu verwenden, wie dies bisweilen in Restaurants gemacht werde.

Für den Barista dreht sich nicht nur an der Theke alles um den Wachmacher: Er verkauft und repariert Kaffeemaschinen aller Art. Nebst einer Werkstatt im St. Johann hat er nun auch einen Laden mit Showroom: Gleich zwei Hausnummern weiter neben dem «Eccetera», wo sich vorher ein Velogeschäft befand, sind Prachtsexemplare wie etwa eine florentinische «Marzocco» zu sehen.

Zusammen mit einem Kaffeemaschinen-techniker führt er dort die Caffè Eccetera Service GmbH. Sowohl Wirte wie auch Hobby-Baristi kommen vorbei, um die verschiedenen Modelle auszuprobieren.

Das koffeinhaltige Getränk begeistert Alfons Schuwey schon lange. Während vier Jahren lebte er in Italien, wo er sich Kenntnisse über traditionelle Kaffeemaschinen aneignete. Der gelernte Elektriker arbeitete früher als freischaffender Handwerker und kam dann immer mehr auf eine Art Schnittstelle zwischen Gastronomie, Kultur und Technik: 1994 richtete er in den Räumlichkeiten des Alten Wartecks Ateliers ein und stellte dort Theateraufführungen auf die Beine.

Der Gründer des fortan als Sudhaus (heute «Sud») stadtbekanntes Kulturraums absolvierte parallel dazu die Wirteschule. Schliesslich brachte er das erworbene Wissen ab 2003 ins «Floatarium» ein. Der merkwürdige ehemalige Name ist darauf zurückzuführen, dass es damals nicht nur um den Kaffee, sondern auch um Wellness ging. Dort standen nämlich zwei Floating-Wannen zur Verfügung.

Salzwasser und saurer Kaffee

In konzentriertem Salzwasser konnte man quasi schwerelos an der Wasseroberfläche treiben. Acht Jahre lang standen die Tanks an der Mittleren Strasse. Vor vier Jahren entschloss sich Schuwey jedoch, sich ganz auf den Kaffee zu konzentrieren und das Lokal in «Eccetera» umzubenennen.

Der seit einigen Jahren wieder einsetzende Hype um den Kaffee freut ihn, doch gewisse Trends findet er auch seltsam – so etwa den Hang zu saurem Kaffee. Wie er als Leiter von Barista-Kursen feststellt, sind die Ansprüche an den Kaffee in den letzten Jahren gestiegen. Dabei spielte in den Augen Schuweys ausgerechnet der Global Player Nespresso eine Rolle.

«Das hat das Bewusstsein geschärft – manche Leute fragen sich nun, ob diese Kapseln der Weisheit letzter Schluss seien», erklärt er die steigende Nachfrage nach währschaftem Espresso.

tageswoche.ch/+d9pp8

Caffè Eccetera, Mittlere Strasse 26 (Café) und 24 (Laden und Showroom), Basel.
• www.caffeeccetera.ch

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.

Besucherzahlen 2014

Rückgang bei staatlichen Museen

von Dominique Spirgi

Basel ist Museumsstadt. Das zeigt sich auch bei den Besucherzahlen in den 29 Museen auf Kantonsgebiet, die von 2010 bis 2013 auf über 1,3 Millionen Besucherinnen und Besucher stetig anstiegen und diesen Wert zwischenzeitlich mit den Blockbuster-Ausstellungen Tutanchamun und Van Gogh sogar deutlich übertrafen.

2014 müssen die Museen nun aber einen Rückgang um 6,2 Prozent oder 83 253 Besucherinnen und Besucher hinnehmen, wie aus der aktuellen Besucherstatistik des Basler Präsidiabereichs hervorgeht. Massgeblich für diesen Rückgang sind die Zahlen der fünf staatlichen Museen, die mit Ausnahme des Museums der Kulturen Basel zum Teil markant rückgängige Eintrittszahlen verzeichneten.

Zugkräftige Ausstellungen fehlten

Die Abteilung Kultur führt diesen Rückgang in erster Linie darauf zurück, dass die

Basler Museen mit Ausnahme der Ausstellung mit Werken von Gerhard Richter in der Fondation Beyeler keine «aussergewöhnlich zugkräftigen Sonderausstellungen» im Angebot hatten. Die Richter-Schau war mit 170 846 Besuchern die mit Abstand erfolgreichste Sonderausstellung – im zugleich erfolgreichsten Museum, das sich mit fast 350 000 Besuchern (plus 4,5 Prozent) überdies einmal mehr als bestbesuchte Kunstinstitution der Schweiz behaupten konnte.

Auf Platz zwei der Besucherstatistik folgt das Kunstmuseum Basel (mit Museum für Gegenwartskunst), das 197 000 Besucher verzeichnete. Dies entspricht aber einem markanten Rückgang um fast ein Viertel oder 63 000 Besucher. Offensichtlich vermochten Sonderausstellungen zu James Ensor oder Charles Ray, aber auch die wundervolle Präsentation der Privatsammlung von Richard und Ulla Dreyfus-Best die Massen nicht anzulocken. Das dürfte sich im laufenden Jahr mit dem geschlossenen Hauptbau natürlich nicht verbessern.

Um fast die Hälfte oder 31 000 Eintritte auf 34 000 ging die Besucherzahl im Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig zurück. Auch dieses Museum hatte offensichtlich keine zugkräftigen Sonderausstellungen auf seinem Programm. Das gilt auch für das Historische

Museum Basel und das Naturhistorische Museum Basel, die beide einen Rückgang der Besucherzahlen um über 13 Prozent verzeichneten. Als einzige Ausnahme bei den staatlichen Häusern konnte lediglich das Museum der Kulturen Basel seine Besucherzahl um 14 Prozent auf 63 000 deutlich steigern.

Zunahme bei kleinen Häusern

Zum Teil markante Zunahmen bei den Eintritten verzeichneten mehrere kleine Museen oder Ausstellungsinstitutionen. Mit einem Plus von 125 Prozent liegt das Haus für elektronische Künste (11 500 Eintritte) bei den prozentualen Zuwachszahlen an der Spitze – dies obschon es erst im November 2014 sein neues Domizil im Dreispitz beziehen konnte. Mit einem Plus von 124 Prozent liegt auch das Sportmuseum vorne. Allerdings sind die absoluten Zahlen mit 1800 Besuchern hier immer noch bescheiden.

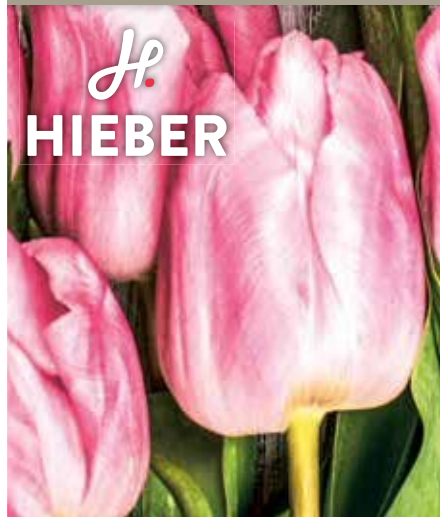
Auffallend ist, dass die Museumsnacht für die kleinen Häuser in der Statistik einen wichtigen Platz einnimmt. Der Anteil der Museumsnachtgänger an den gesamten Eintritten kann gut und gerne über ein Drittel (Anatomisches Museum, Ausstellungsraum Klingental, Jüdisches Museum oder Sportmuseum) und bis zu 91 Prozent (Sammlung Friedhof Hörnli) betragen.

tageswoche.ch/+qqc8l

x

ANZEIGE

DIE HIEBER HIGHLIGHTS DER WOCHE FÜR SIE · GÜLTIG BIS ZUM 25. APRIL 2015



FÜR GUTE LAUNE.

WEIL SIE BEI HIEBER ALLES FÜR EINEN BUNTEN FRÜHLING FINDEN.

MEIN LEBEN. MEIN LADEN.



Kalbssteaks aus der Hüfte geschnitten, ideal zu frischem Spargel, Spitzenqualität aus Deutschland, 1 kg

22.99



Original französischer hinterschinken mild im eigenen Saft gekocht, ideal zu frischem Spargel, 100 g

1.29



Galbani Mozzarella mind. 45% Fett i. Tr., Abtropfgewicht 125 g (100 g = € 0,63), 215-g-Packung

0.79



Bürger schwäbische Eierspätzle, Eierknöpfle oder Kartoffel-Schupfnudeln 1-kg-Packung

2.22



Mövenpick feine Eiscreationen verschiedene Sorten, z. B. Bourbon-Vanille 900 ml (1 L = € 2,47), tiefgefroren, Packung

2.22



Bohrerhof FELDKIRCH Markgräflerland
Qualität
Frisher Spargel direkt vom Bohrerhof. Ein Spargel der Extra-Klasse! Lassen Sie sich überzeugen.

Zum aktuellen Tagespreis



Schollenfilet aus dem Nordostatlantik, ohne Haut, gebraten der ideale Begleiter zum Spargel, 100 g

1.99



Weihenstephan haltbare Alpenmilch 1,5% Fett oder 3,5% Fett 1-L-Packung

0.79



Thomy reines Sonnenblumenöl 0,75-L-Flasche (1 L = € 1,85)

1.39



Kitekat Katzennahrung verschiedene Sorten, 12 x 100-g-Multipackung (1 kg = € 1,66)

1.99



Weißer Riese oder Spee Waschmittel verschiedene Sorten, z. B. Weißer Riese Megaperls Pulver 1,012 kg, Spee Gel Flüssig Black 1,095 L, 15 Waschladungen (1 WL = € 0,17)

2.49



Superb Sekt verschiedene Sorten, 0,75-L-Flasche (1 L = € 5,32)

3.99

Sind Sie an weiteren Angeboten interessiert? Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an.

Mehr Infos unter www.hieber.de oder unserer Hotline 0049 76 21/968 78 00

Herausgeber: Hieber's Frische Center KG, Kanderweg 21, 79589 Binzen. Alle Preise in €. Gültig für Woche 17.

Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen · Solange Vorrat reicht · Irrtum vorbehalten.

Hieber finden Sie u.a. in Lörrach, Weil am Rhein, Grenzach, Rheinfeldern, Nollingen oder Binzen





Musiker, Medienmann, Mensch: Caesar Perrig ist verstorben.

FOTO: HEINER GRIEDER

Nachruf

Zum Tod von Caesar Perrig

von Roger Thiriet*

Man schrieb das Jahr 1984; die ersten privaten Lokalradios der Schweiz waren frisch auf Sendung und das Basler Projekt «Radio Basilisk» wurde innert Wochen zum Überflieger der nationalen Szene. Grossen Anteil am Erfolg hatten unter anderem die profilierten Redaktorinnen und Moderatoren, die in dieser Pionierphase dem Sender eine Meinung, eine Stimme und – dank der massiven Präsenz des Teams in der Öffentlichkeit («Verscheggiligg», «Us em Bus und duss» etc.) – auch ein Gesicht gaben.

Zum Beispiel das von Caesar Perrig. Ich weiss, wovon ich rede: Wir sahen uns damals ziemlich ähnlich. Doch auf der Strasse oder bei Anlässen wurde ich viel häufiger mit «Sali Cési» oder «Griezi Herr Perrig» angesprochen als er als «Roger» oder «Herr Thiriet». Und wer miterlebt hat, wie die männlichen und vor allem weiblichen Fans ihrem Idol spätnachts scharenweise Pizzen – und, ja, manchmal auch das Bier dazu – ins «Nachtvogel»-Studio an die Rittergasse 33

brachten, wusste erst, was Popularität und Prominenz in dieser Region sein konnten.

Nach dem Besuch des Kollegiums in Altdorf und ein paar Semestern Phil. I an der Universität Basel dachte der Basler mit Walliser Wurzeln eher an den Lehrerberuf als an eine Medienkarriere. Vorerst aber konzentrierte sich seine Liebe auf die Jazz-, Rock- und Bluesmusik. Seine Leidenschaft galt der Gitarre, in deren Spiel er sich jahrelang an der Seite des grossen Basler Jazz-Musikers Oscar Klein perfektionierte.

Die so erworbenen Skills trugen ihm ein Engagement als Bassist der ersten Schweizer Hard-Rock-Band Toad ein. Später rockte er mit wechselnden Partnern als Frontmann von Monroe, Baton Rouge und House of Lilly die Szene. Die letzteren legendären Frankreich-Gigs und die damit verbundenen Erlebnisse wurden zu einer Pièce de résistance der späteren «Weisch no»-Runden des barockartig ausschweifenden Erzählers, der Cési – ganz Moderator, ganz Entertainer – war.

Auf allen Bühnen im Element

Mit 30 Jahren hatte Caesar genug von «Sex, Drugs & Rock 'n' Roll», blieb im Lande, gründete eine Familie und ernährte sich redlich als Englischlehrer an der Basler DMS, bevor er die Ringier-Journalisten-Schule besuchte und abschloss. Seine erste Stelle gab ihm die «Basler Zeitung», wo ihn 1983 «Radio Basilisk» für seine Startcrew abwarb.

Auch auf dieser Bühne war Caesar in seinem Element. Als Redaktor, Moderator – und vor allem als Vollblutmusiker bei der Zusammenstellung der Musik, damals noch Sache des Manns und der Frau am Mikrofon. Als Moderationsverantwortlicher des Senders musste ich meinen «fratello» des Öfteren ans Prinzip der «Durchhörbarkeit» des Programms erinnern. Und dass seine grenzenlose Verehrung für sein Vorbild Peter Maffay und seine Vorliebe für endlose Hard-Rock-Gitarrensoli nicht zu sehr auf seine Stückwahl durchschlagen sollten...

Zum Musikmachen zurückgefunden

Nach der «Basilisk»-Zeit wechselte er die Seite und ging in die Unternehmenskommunikation. Neben dem Pendeln nach Bettlach zur Medizinaltechnik-Firma Mathys AG und später nach Solothurn zur Kommunikationsabteilung von Santésuisse fand er wieder Zeit, um selber Musik zu machen. 1990 hob er Caesars Blues Connection aus der Taufe, mit der er bis vor einigen Monaten in der Region aufgetreten ist. Beruflich tauschte Caesar 2007 das Kommunikationswieder mit dem Redaktionsbüro und arbeitete bis 2011 in verschiedenen Funktionen und Sendegefässen beim Nordwestschweizer TV-Sender Telebasel.

Dann begann die Zeit seines Leidens an einer seltenen Muskelkrankheit, zu der in den letzten Monaten noch eine Krebserkrankung kam. Ihr ist der Vater von vier Kindern nach einer Operation am vergangenen Samstag im Alter von nur 65 Jahren erlegen. May he rest in peace.

tageswoche.ch/+r6t0z

×

* Roger Thiriet (65) war von 1984 bis 1989 Leiter Moderation und Musik sowie Chef vom Dienst von Radio Basilisk und Vorgesetzter von Caesar Perrig.

Zahl der Woche

0

von Hannes Nüsseler

Null, zéro – genau so viele Einsprachen liegen gegen die geplante Verlängerung der Basler Tramlinie 3 über die Grenze nach Saint-Louis vor. So gab es das Basler Bau- und Verkehrsdepartement Anfang Woche bekannt. In Frankreich sind bereits die Bagger aufgefahren, in Basel steht die Bewilligung vom Bund hingegen noch aus; der Baubeginn ist für Ende Jahr vorgesehen. Der neue Streckenabschnitt soll 2017 in Betrieb genommen werden, jeder zweite «Dreier» soll künftig beim Bahnhof Saint-Louis wenden.

tageswoche.ch/+ceruv

×

Volksinitiative

Juso wollen Topverdiener höher besteuern

von Renato Beck

Die Basler Jungsozialisten sind im Wahljahr zurück auf der Strasse – mit einer Kampfansage an die Spitzenverdiener im Kanton. Mittels einer Volksinitiative wollen die Juso die Steuersätze auf Einkommen ab 200 000 Franken von 26 Prozent auf 28 Prozent erhöhen. Wer jährlich mehr als 300 000 Franken verdient, soll künftig 29 Prozent abliefern.

«Es gilt, das Geld jetzt dort zu holen, wo es in grossen Mengen vorhanden ist», fordert Juso-Vorstandsfrau Jessica Brandenburger, «entlastet wurde genug.»

Mehr als bisher an den Staat überweisen muss Rechenbeispielen der Juso zufolge nur, wer gegen eine Million Franken jährlich verdient. Ein Ehepaar mit zwei Kindern und einem Bruttoeinkommen von 1,1 Millionen Franken müsste künftig knapp 15 000 Franken zusätzlich an den Fiskus entrichten, bei neu total 362 000 Franken Steuern. Wer nur die Hälfte verdient, würde

die Steuererhöhung kaum bemerken (plus 70 Franken Steuern).

Für SP-Grossrätin Sarah Wyss spricht der Vergleich mit den umliegenden Gemeinden oder mit dem Kanton Zürich für eine Anpassung. Selbst in der Tiefsteuergemeinde Binningen bezahlen Topverdiener bislang mehr Steuern als in Basel-Stadt. Nach der Annahme der Initiative würde die Steuerbelastung jener in Binningen entsprechen – alle Abzüge eingerechnet. «Die Initiative ist nicht überraschend, sie macht Basel nicht zur Steuerhölle», versichert Wyss.

Betroffen wären bei einer Annahme rund 1100 Personen. Gesamthaft müssten sie 10 bis 15 Millionen Franken mehr abliefern. Dies sei vertretbar angesichts der Steuergeschenke in den letzten Jahren im Stadtkanton, meint Juso-Vertreter Samuel Rüegger.

Noch ohne Partner

Noch stehen die Juso alleine hinter ihrem Projekt. Nicht, weil sich keine Partner hätten finden lassen, so Juso-Präsident Beda Baumgartner, «sondern weil wir als politische Kraft genügend stark sind». Bei einem breiten Komitee hätte die Gefahr bestanden, dass die Forderung verwässert worden wäre. Er erwarte aber, dass sowohl die Gewerkschaften wie auch andere Parteien aus dem linken Spektrum mitziehen. tageswoche.ch/+zweg

Reaktionen aus der Community

von Nadine Gautschi Merk
• Warum spricht die SP immer von «Steuergeschenken»?
Wenn jemand behalten darf, was ihm gehört, ist das wahrlich kein Geschenk.

Basler Honorar-Affäre

Verfahren gegen Conti eingestellt

von Andreas Schwald

Die Basler Honorar-Affäre ist strafrechtlich geklärt. Der Fall schlug im Januar 2014 so hohe Wellen, dass der ehemalige Basler CVP-Regierungsrat Carlo Conti deswegen sogar zurücktrat. Conti gab zu, diverse Nebeneinkünfte sowie Entschädigungen nicht korrekt abgerechnet zu haben.

Den Ermittlern zufolge ist der Straftatbestand des Betrugs mit den falsch deklarierten Beträgen der Jahre 2004 bis 2008 nicht erfüllt. Zudem habe Conti den in den Jahren 2009 bis 2012 durch unterlassene Angaben entstandenen Schaden von 18800 Franken im Rahmen einer Wiedergutmachung beglichen. Im Rahmen dieser Wiedergutmachung könne von einer Strafverfolgung abgesehen werden, schreibt die Staatsanwaltschaft. Und erlässt somit eine Einstellungsverfügung. Auch die weiteren Regierungsräte hätten sich nicht des Betrugs beziehungsweise der Urkundenfälschung schuldig gemacht.

tageswoche.ch/+3f45r

ANZEIGE

Bald zeigt man wieder Haut, deshalb Training jetzt!

Selbstsicher in den Sommer

AKTION

Letzte Tage noch bis 30. April 2015

Jahresabo nur **530.-**
Fitness • Cardio • Sauna

Probetraining und persönliche Beratung kostenlos

qualitop
geprüfte Center

SWISS TRAINING

Vogesenstrasse 87 • Basel • Tel. 061 321 55 33 • www.swiss-training.com

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Mailand

Trittst im Tomatenrot daher: Nicolas Bideau, Chef von Präsenz Schweiz (dunkle Krawatte) und Massimo Baggi (helle Krawatte) posieren mit dem Maskottchen der Expo Milano 2015. Die Ausstellung beginnt am 1. Mai.

SAMUEL GOLAY/
KEYSTONE

**Randa**

Schrecksekunde für den Strassenmeister Martin Sarbach: Nach einer Serie von Felsabbrüchen legte sich eine Staubwolke auf das Oberwalliser Mattertal. Verkehrswege und Menschen kamen keine zu Schaden.

MARTIN SARBACH/
HANDOUT WALLIS/
DIENSTSTELLE FÜR
STRASSEN

**Tokio**

Aus blauem Himmel unter die blaue Plache: Polizeibeamte untersuchen eine unbekannte Drohne, die auf dem Dach des japanischen Premiers Shinzo Abe gelandet ist. Die Drohne hat einen Durchmesser von 50 Zentimetern.

KYODO/REUTERS





Bellinzona

Rote Fötzel: Der wiedergewählte Staatsrat Manuele Bertoli (links) wird in der Casa del Popolo in Bellinzona von SP-Anhängern mit einem Konfettiregen empfangen.

CARLO REGUZZI/
KEYSTONE



Gotera

Globalisierte Strassengang: Entstanden ist die Gang Barrio 18 in einem Viertel von Los Angeles, das mehrheitlich von Migranten aus Lateinamerika bevölkert wird. Diese Mitglieder gehen allerdings in El Salvador hinter Gitter.

JOSE CABEZAS/REUTERS



Immer wieder wurde über die Notwendigkeit einer gesamt-europäischen Armee diskutiert. Der Ukraine-Konflikt liefert nun den Anlass, das alte Anliegen neu zu denken.

Gestärkt aus der Krise – eine Armee für ganz Europa

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Geht es um Fragen der militärischen Landesverteidigung, dann lautet eine gute Antwort, man müsse sie ohne Begeisterung als notwendiges Übel wollen. Worin sie besteht und wie man sie umsetzt (neuerdings auch mit schweizerisch-österreichischen Rekrutenschulen), das sind nochmals andere Fragen.

Es ist nicht falsch zu meinen, dass solche Grundsatzüberlegungen vor allem der «eigenen» Landesverteidigung gelten. In unserem Fall also der Schweiz. Dann gibt es aber noch das Land Europa. Da sollte die gleiche Grundhaltung gelten: eine militärische Landesverteidigung Europas als notwendiges Übel wollen.

Gemeinsames Signal

Denkt man an die europäische Verteidigungsproblematik von der Schweiz aus in der Nacht, so wie Heinrich Heine 1844 vom fernen Paris aus an das arme Deutschland in der Nacht gedacht hat, dann sind wir kaum «um den Schlaf gebracht». Dies obwohl wir mit der Ukraine-Teilbesetzung ein deutliches Signal erhalten haben, das vor allem die EU wecken muss.

Dass Europa nicht schläft, hat Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker mit seiner Erklärung vom 8. März 2015 deutlich gemacht. Die Gründung einer gemeinsamen europäischen Armee sei nötig, wenn man glaubwürdig auf eine Friedensbedrohung reagieren wolle. «Eine europäische Armee hat man nicht, um sie sofort einzusetzen», sagte Juncker der «Welt am Sonntag». Aber sie würde Russland den klaren Eindruck vermitteln, «dass wir es ernst meinen mit der Verteidigung der Werte der Europäischen Union».

Juncker, als Luxemburger selbst aus einem noch kleineren Land als der Schweiz, aus einem Land ganz im Westen Europas,

weiss, wie sehr es die gesamteuropäische Gemeinschaft braucht, um das zu tun, was für die einzelnen Mitglieder nötig ist. Den zentraleuropäischen Staaten Polen, Estland, Lettland und Litauen, die sich besonders bedroht fühlen, wollte Juncker mit jener Erklärung zeigen, dass man ihre Sorgen ernst nimmt.

Eine gemeinsame europäische Armee? Wir fragen uns, warum es diese nicht schon längst gibt. Anläufe gab es schon einige. Ja, das allererste europäische Gemeinschaftsprojekt war militärischer Natur: der Brüsseler Pakt vom März 1948, die Antwort auf die wachsende Bedrohung aus dem damals sowjetischen Osten. 1950, als im Kontext des Korea-Krieges mit dem Ausbruch eines dritten Weltkrieges gerechnet wurde, war man ganz nahe an der Schaffung einer gemeinsamen Armee. Mit konkreten Ideen für einen gemeinsamen Verteidigungsminister und Generalstabschef, mit Zusammenlegung von Materialbeschaffung und Ausbildung und anderem mehr. Wie die akute Gefahr wieder vorbei war, war vor allem Frankreich für diese Zusammenlegung aber nicht mehr zu haben.

Das Grundproblem einer vereinten europäischen Verteidigung lautet: In welchem Verhältnis soll sie zur Nato stehen?

Im Irakkrieg von 2003 nahmen Frankreich, Deutschland, Belgien und Luxemburg (mit Juncker) im sogenannten Pralinen Gipfel einen weiteren Anlauf. Damals ging es hauptsächlich darum, eine von den USA unabhängige Position aufzubauen. Es

war ein kleines Gemeinschaftsprojekt, das eine doppelte Spaltung in Kauf nahm: die transatlantische und die innereuropäische sowie die Spaltung zwischen Staaten, die je nach gerade amtierender Regierung gegen oder für die Irakintervention waren.

Das ist das Grundproblem einer Vergemeinschaftung der europäischen Verteidigung: In welchem Verhältnis soll sie zu der von den USA angeführten Nato stehen? Die Amerikaner wünschten sich zu Recht höhere Investitionen in die militärische Verteidigung der Europäer. Diese sollten aber im Rahmen des atlantischen Bündnisses stattfinden und nicht zu einer eigenen Struktur führen.

Zur politischen Einigkeit gezwungen

(West-)Europa lebt seit über einem halben Jahrhundert unter dem militärischen Schutz der USA. Auf europäischer Ebene gibt es im Verteidigungsbereich neben Wortblasen durchaus auch kleine Kooperationen. So wurde die Deutsch-Französische Brigade bereits 1989 aufgestellt. 1993 wurde das Eurokorps geschaffen, dem nach Deutschland, Frankreich, Belgien, Luxemburg und Spanien bald auch Polen angehören wird und mit dem andere, zum Beispiel das neutrale Österreich, locker verbunden sind. Und im Rahmen der Nato werden, unter anderem gestützt auf die genannten Elemente, seit 2002 schnelle Eingreiftruppen aufgebaut.

Die Lösung wird wohl in der Schaffung von Strukturen liegen, die flexibel einsetzbar, «interchangeable» und «interoperational» sind – vielleicht sogar nicht unähnlich den verschiedenen eidgenössischen «Fähnlein», die vor Jahrhunderten nach Nancy, Pavia oder Marignano gezogen waren. Standardisierte und über gemeinsame elektronische Leitsysteme verbundene Militäreinheiten, die je nach Bedarf national,



Eine EU-Armee würde die Durchsetzbarkeit der europäischen Aussen- und Sicherheitspolitik erhöhen.

FOTO: REUTERS

europäisch und transatlantisch zur Verfügung stehen. Oder zum Schutz bedrohter Völker in Afrika. Es ist davon auszugehen, dass selbst die schweizerische Planung in diese Richtung geht. Die auch von der Schweiz betriebene Nato-orientierte Partnerschaft für den Frieden (Pfp) deutet darauf hin.

«Aussenpolitisch scheint man Europa nicht ganz ernst zu nehmen.»

Jean-Claude Juncker,
Präsident EU-Kommission

Klar: eine gemeinsame Militärstruktur setzt eine gemeinsame Sicherheitspolitik voraus. Ebenso klar ist, dass die Glaubwürdigkeit und Durchsetzbarkeit einer solchen Sicherheits- und allgemeineren Aussenpolitik von den verfügbaren militärischen Möglichkeiten abhängen.

Es mag tragisch wirken, dass Friedenspolitik auch auf der Möglichkeit beruht, Krieg zu führen. Im Französischen gibt es einen Ausdruck dafür, dass die Verbindlichkeit von Politikbeschlüssen und Gerichts-

entscheiden von der Möglichkeit abhängt, sie auch mit polizeilicher Gewalt durchzusetzen: «pas de juges sans gendarmes». Diese Wechselseitigkeit der Voraussetzungen hat in der Problematik um die europäische Verteidigung auch ihr Gutes. Die Notwendigkeit, die Mittel zusammenzulegen, zwingt dazu, sich auch in der Politik zu einigen.

Die deutsche Linke sagt von Junckers Vorschlag, er sei eindeutig gegen Russland gerichtet. Das ist richtig und falsch. Falsch insofern, als es nicht darum geht, Russland anzugreifen. In der aktuellen Situation, in der Russland verlorene Gebiete heimholen will, geht es vor allem darum, den potenziellen Aggressor von einer Politik der vollendeten Tatsachen abzuhalten. Wegen der zurzeit noch schwachen Möglichkeiten einer «reaction force» hielt Juncker es für nötig, zu warnen: «Europa hat enorm an Ansehen verloren, auch aussenpolitisch scheint man uns nicht ganz ernst zu nehmen.»

Europa bewegt sich nur in der Krise

Juncker hat die Gunst der Stunde genutzt, um auf eine alte Notwendigkeit hinzuweisen. Es darf aber nicht bei öffentlichen Erklärungen bleiben. Entscheidend ist, was auf dem noch langen Weg zur gemeinsamen europäischen Landesvertei-

digung an konkreten Bemühungen unternommen wird. Juncker wird daran gemessen werden.

Einmal mehr könnte der alte Mechanismus spielen, dass sich Europa nur in der Krise bewegt – und sich in einer objektiv notwendigen Richtung weiterentwickelt. Jean Monnet, der wichtigste Europa-Architekt der Frühzeit, fasste diese Erfahrung in seinen Memoiren schon zusammen: «L'Europe se fera dans les crises et elle sera la somme des solutions apportées à ces crises.» Die Summe der den Krisen entgegengebrachten Lösungen: Das dürfte für den Euro gelten, für die sich derzeit verschärfenden Flüchtlingsdramen im Mittelmeer und eben die Frage der militärischen Verteidigung.

Statt 28 nationale Kleinarmeen in separaten Zuständigkeitssphären zu unterhalten, sollten diese zu einem engen Verbund mit gemeinsamen Einsatzorganen verknüpft werden. Würde die EU ihre Verteidigungsetats zusammenlegen, käme sie immerhin etwa auf die Hälfte der amerikanischen Verteidigungsausgaben. Und wenn man die rund fünf Milliarden Franken der Schweiz dazulegen würde, wären es noch ein wenig mehr.

tageswoche.ch/+c9ohx

×

Sind Pflanzen intelligent? Oder ist das eine unziemliche Vermenschlichung der grünen Kreatur? Nein, sagt Dieter Volkmann, emeritierter Professor für Zellbiologie.

«Ohne Schlaf sterben Pflanzen»

von Florianne Koechlin*

Intelligenz» – das ist ein kulturell hoch aufgeladener und schillernder Begriff, vor allem in Bezug auf uns Menschen. Anfang des letzten Jahrhunderts wurde «Intelligenz» als exakt messbares Konstrukt definiert und man schickte sich an, mit Tests den Intelligenzquotienten (IQ) zu bestimmen. Diese Definition von Intelligenz war mathematisch beschreibbar, doch stark von Werten der westlichen Kultur geprägt und griff zu kurz.

Heute wird Intelligenz umfassender betrachtet. Von emotionaler Intelligenz ist die Rede, sie wird abgegrenzt von einer mathematischen, und alle Teilintelligenzen bilden zusammen das Ganze. Gemäss dem Online-Lexikon der Neurowissenschaft wird Intelligenz heute zumeist als ein theoretisches, nur mittelbar erschliessbares Konstrukt betrachtet. Intelligenz in Bezug auf den Menschen verwandelt sich also zunehmend in eine Fata Morgana.

Sprachgeschichtlich stammt der Begriff «Intelligenz» aus dem lateinischen «inter legere», was «wählen zwischen» bedeutet. Es bezeichnet also die Fähigkeit, zwischen verschiedenen Optionen wählen zu können. Und genau diese Definition ist für den Zellbiologen Dieter Volkmann wesentlich: «Intelligenz ist für mich zunächst einmal die Fähigkeit, vorausschauend Probleme zu lösen, und die Fähigkeit zu entscheiden. Vorausschauend ist wichtig, Problemlösung ist wichtig, Entscheidungen zu treffen ist wichtig.»

Er ist überzeugt, dass auch Pflanzen diese Kriterien erfüllen. Zusammen mit seinem Kollegen František Baluška, dem Florentiner Pflanzenphysiologen Stefano Mancuso und weiteren Forschern gründete er 2005 die «Gesellschaft für Pflanzen-Neurobiologie», die heute «Gesellschaft für Pflanzen-Kommunikation und -Verhalten» heisst.

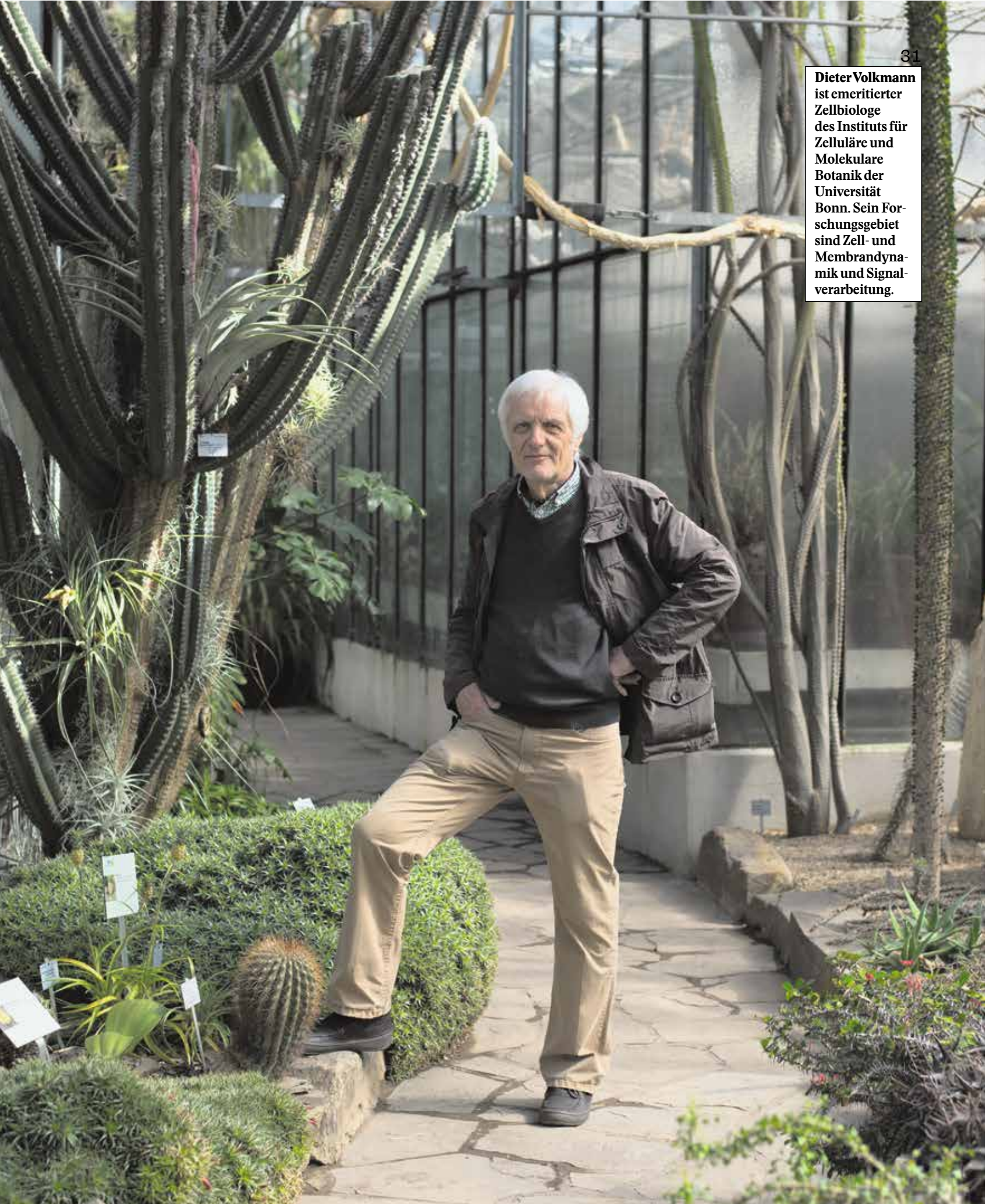
Herr Volkmann, Sie sagten bereits vor 20 Jahren, dass Pflanzen riechen, schmecken, spüren, tasten und vielleicht sogar hören können. Das verursachte damals einen Riesenaufbruch.

Doch inzwischen wurde vieles bestätigt. Pflanzen nehmen Signale aus der Umwelt nuanciert wahr und reagieren darauf.

Ein Beispiel?

Pflanzen riechen und schmecken; sie kommunizieren mit Duftstoffen, warnen einander vor Feinden, locken Nützlinge an und koordinieren gar ihr Verhalten. Eine Limabohne zum Beispiel – sie wird an der Universität Jena untersucht – lockt bei Befall mit Spinnmilben Raubmilben an, welche die Schädlinge fressen. Wird sie von Raupen angefressen, produziert sie ein etwas anderes Duftstoffbouquet, mit dem sie Schlupfwespen herbeiruft, welche die Raupen parasitieren. Die Limabohne schmeckt am Speichel, wer sie gerade an-

Dieter Volkman ist emeritierter Zellbiologe des Instituts für Zelluläre und Molekulare Botanik der Universität Bonn. Sein Forschungsgebiet sind Zell- und Membrandynamik und Signalverarbeitung.



«Es ist genauso spekulativ zu behaupten, Pflanzen könnten keine Schmerzen empfinden, wie das Gegenteil.»

FOTOS: ALBRECHT FUCHS

greift, und lockt gezielt den entsprechenden Nützling an.

Irgendwie sammelt und integriert eine Pflanze also viele Informationen aus ihrer Umgebung und reagiert darauf. Was läuft da auf Zellebene ab?

Je mehr wir uns der molekularen Ebene annähern, desto grösser sind die Ähnlichkeiten zwischen Pflanzen- und Tierzellen. So wurden auch bei Pflanzen elektrische und chemische Signal-Übertragungssysteme identifiziert, die denjenigen im Nervensystem von Tieren ähnlich sind. Offenbar kann fast jede Pflanzenzelle elektrische Signale produzieren und verbreiten. Meine Kollegen František Baluška und Stefano Mancuso konnten nachweisen, dass in dem Moment, in dem ein Blatt angefressen wird, elektrische Aktionspotenziale entstehen und sich über das ganze Blatt verteilen, dann über die ganze Pflanze. Wie bei Nervenzellen, nur viel langsamer. Alle Blätter sind vorgewarnt und beginnen sich zu wehren.

Nervenzellen?

Das brauchen Pflanzen vielleicht gar nicht. Wahrscheinlich dient die Leitungsröhre für Nährstoffe, das Phloem, auch dazu, schnelle elektrische Signale weiterzuleiten – wie eine Art riesige Nervenzelle, die von der Wurzel bis zur Spitze reicht. In tierischem oder menschlichem Gewebe, wo es keine fest zusammenhängende Domänen gibt, braucht es Nervenzellen, bei Pflanzen könnten die Aktionspotenziale entlang dieser Röhren geleitet werden.

Das ist aber erst eine Hypothese, oder?

Ja, doch es gibt viele Indizien dafür. So wurden in den letzten Jahren viele Moleküle entdeckt, die unseren Neurotransmittern ähneln oder sogar gleich sind. Das sind chemische Moleküle, die die Signalübermittlung zwischen einer Nervenzelle und ihren Nachbarinnen regeln – das kann eine Nerven-, eine Sinnes- oder eine Muskelzelle sein. Fast alle Neurotransmitter, die man bei Tieren und Menschen kennt, hat man auch in Pflanzen gefunden, so zum Beispiel Acetylcholin, Melatonin, Serotonin oder Gaba.

Pflanzen haben aber kein Gehirn.

Natürlich nicht. Das brauchen sie auch nicht. Wir sind überzeugt, dass der ganze riesige Wurzelbereich als eine Art diffuser Kommandobereich funktioniert, der Reize aus der Umgebung wahrnimmt, darauf reagiert und sich immer wieder auf Neues einstellt. Eine Art unterirdisches Gehirn also.

Können Sie das genauer erklären?

Bei Tier und Mensch umfasst die Neurobiologie drei Bereiche: die Sinneszellen, die Nervenzellen und das Gehirn. Wer sich den Finger verbrennt, zieht ihn sofort zurück und verspürt stechenden Schmerz. Das Prinzip ist immer: wahrnehmen – verarbeiten – antworten. Bei Pflanzen funktioniert das analog. In der äussersten Spitze eines jeden Wurzelhaares befinden sich Sinneszellen. Dort werden Stimuli wie Feuchtigkeit, Sauerstoff, Gravitation, Licht oder Nährstoffe wahrgenommen und registriert. Anschliessend an diese Zone folgt ein Bereich, den wir Übergangszone nennen und der unter dem Mikroskop



«Eine Pflanze auf Methamphetamin bildet nur Sprossen, aber keine Wurzeln mehr.»

völlig anders aussieht. Wir nehmen an, dass in dieser Übergangszone die Signale der Sinneszellen in elektrische Signale verwandelt und weitergeleitet werden.

Gibt es dafür Belege?

Stefano Mancuso hat Pflanzen einem Stress ausgesetzt und dabei in der ganzen Wurzel elektrische Ströme gemessen. In dieser Übergangszone hat er die höchste elektrische Aktivität und den höchsten Sauerstoffverbrauch registriert. Das war eindeutig. Auch im menschlichen Gehirn wird bei Stress in den jeweils dafür verantwortlichen Regionen höchste Aktivität verzeichnet. Nach dieser Zone folgt ein Bereich, der aus elektrischen Impulsen biologische Antworten generiert: also Wachstum initiiert. Die Zellen strecken sich in Längsrichtung oder, je nach Reiz, nur auf eine Seite hin.

«Umweltsignale werden in kürzester Zeit registriert, verrechnet und koordiniert. Das nenne ich intelligentes Verhalten.»

Und das ist ein Zeichen für Intelligenz?

Wir finden auch bei Pflanzen das Prinzip: wahrnehmender Bereich – verarbeitender Bereich – antwortender Bereich. Die Umweltsignale werden immer und meist in kürzesten Zeiteinheiten abgerufen, registriert, verrechnet und koordiniert.

Und dann entscheidet die Pflanze, wie sie darauf reagiert. Das nenne ich intelligentes Verhalten. Von diesen drei Bereichen gibt es unendlich viele im gesamten Wurzelbereich. Jedes Seitenwürzelchen der 1., 2., 3. oder 4. Ordnung sieht genauso aus, und alle zusammen bilden einen dezentralen Kommandobereich, den wir das unterirdische Koordinationssystem der Pflanze nennen könnten. Die Arbeitsweise dieses pflanzen-spezifischen Systems scheint dem Verhalten zu gleichen, das wir bei Insekten-, Vogel- oder Fischeschwärmen vorfinden – eine emergente Eigenschaft vieler Tausender Individuen – oder eben Wurzelspitzen –, die in einem Netzwerk organisiert sind.

Nerven- und gehirnähnliche Strukturen – haben Pflanzen auch Empfindungen, können sie Schmerzen spüren?

Das wissen wir nicht. Bei Pflanzen haben Forscher Hormone und Proteine gefunden, von denen wir wissen, dass sie bei Menschen bei der Auslösung von Schmerzen eine Rolle spielen. Doch eine ganze Indizienkette fehlt. Vielleicht soviel: Es ist heute genauso spekulativ zu behaupten, Pflanzen könnten keine Schmerzen empfinden, wie das Gegenteil. Wir wissen es schlicht nicht.

Das sind ja nicht die einzigen Parallelen zwischen Tieren und Pflanzen. Sie erwähnten einmal, dass Pflanzen auch anästhesiert werden können wie Tiere und Menschen.

Äther und Chloroform wirken bei Menschen und Tieren narkotisierend. Bei Pflanzen haben die Substanzen eine ähnliche oder gleiche Wirkung. Eine Mimose schliesst ihre Blätter nicht mehr, wenn sie vorher mit Chloroform anästhesiert worden

ist. Offenbar ist die Informationsleitung so ähnlich, dass sie mit den gleichen Stoffen stillgelegt werden kann. Übrigens wirkt sich auch Schlafentzug bei Pflanzen negativ aus.

Pflanzen sollen schlafen können?

Japanische Forscher haben bei Pflanzen das Schlafmolekül Melatonin entdeckt. Ihnen zufolge schlafen Pflanzen, wenn sie lange in Dunkelheit sind. Wenn sie über einen längeren Zeitraum von mindestens zehn Tagen keinen Tag-Nacht-Rhythmus haben, dann kann man machen, was man will – die Pflanzen werden es nicht überleben. Und Susan Murch, Chemieprofessorin an der University of British Columbia, konnte sogar zeigen, dass Drogen wie Ritalin, Prozac oder Methamphetamin das Verhalten von Pflanzen beeinflussen. Eine Pflanze auf Methamphetamin zum Beispiel bildete nur noch Sprossen, aber keine Wurzeln mehr.

Intelligenz bedeutet nach Dieter Volkmann, vorausschauend Probleme zu lösen, auf unvorhersehbare Umweltveränderungen zu reagieren und sich immer wieder auf neue Situationen einzustellen. Das bedingt, dass eine Pflanze lernen und sich erinnern kann. Dass sie also lernt, das Gelernte mit altem Wissen verknüpft und auf neue Situationen anwendet.

Lernen? Wieder ein wackliges Konzept, das bisher nur Menschen und Tieren vorbehalten blieb. Doch es häufen sich Indizien, dass auch Pflanzen dies können. Wie sie lernen, wissen wir nicht, doch die molekularen Grundlagen menschlicher Lernprozesse lassen ebenfalls noch viele Rätsel offen.

Eine, die überzeugt ist, dass auch Pflanzen über tierähnliches Lernen verfügen, ist Monica Gagliano von der University of Western Australia. Das demonstrierte sie letztes Jahr an Mimosen. Ihre Überlegung war: Die einfachste und älteste Form des Lernens besteht darin, dass ein Lebewesen sich auf wichtige Informationen konzentriert und alles, was es als irrelevant erlebt hatte, herausfiltert. Dass es lernt, Unwichtiges zu ignorieren – das spart viel Energie.

Das Team um Gagliano liess 60 einzelne Mimosen in kleinen Töpfen mit einer Vorrichtung 15 Zentimeter nach unten rutschen. Alle schlossen sofort ihre Blätter. Doch nach nur vier, manchmal sechs Abstürzen schlossen sie ihre Blätter nicht mehr – als ob sie realisiert hätten, dass ein Absturz keine Gefahr bedeutet. War es nur, dass die Mimosen ermüdeten? Offenbar nicht: Wurden die Pflanzen geschüttelt, hatten sie die Blätter sofort wieder geschlossen.

Erstaunlich war, dass die kleinen Pflanzen sich auch nach einem Monat noch an das Experiment erinnerten und unterscheiden konnten, ob ihnen Gefahr drohte oder nicht. Einige lernten schneller als andere. Das seien keine angeborenen Reaktionen gewesen, schreibt Magliano. «Gehirn und Nerven sind eine hochentwickelte Lösung, aber nicht eine notwendige Voraussetzung für Lernen.»

Pflanzen, die lernen, sich erinnern, intelligent reagieren, eine Art unter-

irdisches Gehirn besitzen – Ihre Thesen wurden und werden von der Wissenschaftsgemeinde auch kritisiert.

Natürlich. Doch da hat sich in den letzten Jahren vieles getan. Die Gründung der Gesellschaft für Pflanzenneurobiologie im Jahr 2005 war ein Meilenstein. Seitdem führen wir jedes Jahr ein Symposium durch, das von weit über 100 Forschenden besucht wird. Die Leute sind begeistert, der direkte Austausch erwies sich als äusserst fruchtbar.

Inzwischen hat die Gesellschaft ihren Namen gewechselt.

Ja, «Gesellschaft für Pflanzenneurobiologie» war für viele eine Provokation. Potenzielle Geldgeber in den USA sagten uns, dass jeder Antrag, in dem das Wort Neurobiologie bei Botanikern auftaucht, aussortiert wird. Darum haben wir den Namen gewechselt zu «Gesellschaft für Pflanzenkommunikation und -verhalten».

«Man hat bei Pflanzen Hormone gefunden, die allen Definitionen von Hormonen aus dem tierischen-menschlichen Bereich gehorchen.»

2007 haben 36 renommierte Experten in einem Brief an «Trends in Plant Science» eine heftige Attacke gegen Sie und Ihre Kollegen geritten. Ihnen wurde gar vorgeworfen, mit populistischen Deutungen finanzielle Quellen erschliessen zu wollen. Hat sich seit diesem Brief etwas geändert?

Es ist schon so, dass viele Kollegen äusserst vorsichtig sind.

Haftet an Ihren Hypothesen also immer noch der Geruch der Esoterik?

Der Esoterik, ja. Aber der ist nun relativ leicht zu entkräften. Seit diesem Brief wurden nochmals weitere Moleküle gefunden, die wir auch in neuronalen Geweben, im Gehirn und im Nervensystem bei Tieren und Menschen vorfinden und die dort eine wichtige Rolle spielen. Ich erlebe das immer wieder. So hatten Forscher vor rund 80 Jahren in Pflanzen das Hormon Auxin entdeckt. Es hiess gleich, das könne nicht möglich sein, Hormone gebe es nicht bei Pflanzen. Bald fand man noch weitere. Sie wurden Phytohormone genannt – Pflanzenhormone also –, und dieser Ausdruck hat sich etabliert. Inzwischen hat man bei Pflanzen weitere Hormone gefunden, die gleiche Funktionen haben und entsprechende Leistungen erbringen, vielleicht in geringeren Konzentrationen als bei uns, aber sie gehorchen allen Definitionen von Hormonen aus dem tierischen-menschlichen Bereich.

Die Auseinandersetzung darüber, ob Pflanzen intelligent sind, ist auch ein philosophischer Streit. Intelligenz kann so defi-

niert werden, dass nur Menschen und einige Tiere darunter fallen (Abstraktionsvermögen, Vernunft) – oder aber so, dass Pflanzen mitgemeint sind. Die Wahl der Definition hängt auch davon ab, wie wir die Pflanzen in der Natur sehen. Rücken wir Pflanzen näher zu «seelenlosen Maschinen» oder näher zu Tieren und uns Menschen? Ist eine Pflanze eine Art feintarierter Automat, der nur seinem eingebauten genetischen Programm folgt, oder ein Lebewesen, das zu Entscheidungen fähig ist?

Die Ähnlichkeiten zwischen Pflanzen und Tieren sind auf der zellulären Ebene überraschend gross. Doch darüber, auf der Ebene von Organen und Lebewesen, unterscheiden sie sich fundamental. Pflanzen folgen ihren ganz eigenen Gesetzen und vor allem: Sie sind sesshaft und können nicht davonrennen. Gerade dieses sesshafte Leben, so ist Dieter Volkmann überzeugt, verlangt ein differenziertes und umfassendes Verständnis der unmittelbaren Umgebung. Hinter ihren phänomenalen Anpassungsleistungen stehen neuron-ähnliche Informationssysteme, weil diese die schnellsten und die effizientesten Antworten auf Umweltveränderungen ermöglichen. Darin kann man intelligentes Verhalten sehen.

***Florianne Koechlin ist Geschäftsführerin des Blauen-Instituts in Münchenstein und Autorin verschiedener Artikel und Bücher über Verhaltensweisen und die Kommunikation von Pflanzen.**

ANZEIGE



Präsidiatdepartement des Kantons Basel-Stadt

Kantons- und Stadtentwicklung

► Gleichstellung von Menschen mit einer Behinderung

Montag, 27. April. 2015, 18.15 – 19.30 Uhr

Ackermannshof, Basel

IM GESPRÄCH

Martin Haug trifft

Christine Kuhn

Seiltänzerin zwischen den Welten

Musikalischer Auftakt: Momoko Kawamoto,

Violine

LENGSFELD



Der Sarkophag verschwindet in einer «neuen Arche»: Arbeiten am zerstörten Atomkraftwerk.

FOTOS: FLORIAN BACHMEIER



In der «Zone» könnte eine Art nukleares Laboratorium entstehen.



Ein Kind von Tschernobyl: Dimitri Stelmach, Strategieleiter im AKWTschernobyl.

Vom GAU zur Chance: Das strahlende Erbe bildet für die Menschen rund um die «Zone» die Grundlage für ihre Zukunft.

Die Atomkraft-Anhänger von Tschernobyl

von Simone Brunner (n-ost)

Wenn Dimitri Stelmach davon spricht, dass die «Zone» für Jahrhunderte verseucht bleiben wird, dann klingt das nicht wie eine Klage, sondern wie ein Businessplan. «Viele Menschen wollen nicht, dass neben ihrem Haus Atommüll gelagert wird», sagt er. «Das Know-how, das wir uns darüber angeeignet haben, ist aber einzigartig.» Warum also nicht eine Art nukleares Laboratorium aufbauen, ein Depot für den globalen Atommüll? Stelmach ist kein Spinner, spricht ruhig und gewissenhaft. Er versucht nur, die Dinge rational zu sehen.

Ein nukleares Silicon Valley

Als der vierte Block im Atomkraftwerk Tschernobyl explodierte, war Stelmach sieben Jahre alt. Heute ist er der Leiter der Abteilung für strategische Planung im Atomkraftwerk von Tschernobyl – denn das Unternehmen gibt es immer noch. Stelmach wohnt in Slawutytsch, nach dem Katastrophenjahr 1986 wenige Kilometer von der «Zone» entfernt aufgebaut, als Ersatz für die radioaktiv verseuchte Geisterstadt Pripjat. Slawutytsch sollte eine «sowjetische Stadt für das 21. Jahrhundert» werden, von Bauleitern und Arbeitern aus acht Sowjetrepubliken erbaut.

Inzwischen ist die Sowjetunion Vergangenheit und Slawutytsch halb verwaist. Als die letzten Blöcke des Atomkraftwerks im Jahr 2000 abgeschaltet wurden, haben auf einen Schlag 9000 Menschen ihren Job verloren. Doch auch heute fahren Tausende Arbeiter jeden Tag von Slawutytsch in die «Stanzija», das Werk, um die Folgen des Unfalls zu beseitigen. Damit Slawutytsch überleben kann, brauchen die Menschen Arbeit. Und eine Perspektive.

Lieber ein nukleares Silicon Valley als ein ukrainisches Detroit – so wie Stelmach

denken hier viele. «Wenn Pripjat die Niederlage ist, dann ist Slawutytsch die Wiederauferstehung!», sagt Bürgermeister Wladimir Udowitschenko. «Unsere Dienste wird man so lange brauchen, wie es die Atomkraft gibt.» Und die erlebt nach Tschernobyl und Fukushima gerade wieder eine Renaissance: Mehr als 60 neue Reaktoren sind derzeit weltweit im Bau – Energiewende hin oder her.

Um den Abbau des Atommülls von Tschernobyl ist eine regelrechte Industrie entstanden – die «Decommissioning Infrastructure», der «Shelter Implementation Plan». Fabriken werden gebaut, um die radioaktiven Reste umzuarbeiten, die dann in einem Depot versenkt werden, einer Art Endlager für den nuklearen Abfall. Wer mit Atommüll arbeitet, rechnet nicht in Jahren – sondern in Jahrzehnten.

Vor der Bahnhofshalle von Slawutytsch hängt keine Uhr, sondern ein Strahlenmesser.

Bis 2064 soll die Abbauphase fertig sein. Derzeit wird neben dem havarierten Block 4 ein gigantisches Halbbrund aus 18000 Tonnen Stahl gebaut – «Nowarka», die «neue Arche». Denn der «Sarkophag», die Umhüllung des havarierten Blocks, der in den ersten Monaten nach dem Unglück gebaut wurde, ist undicht. Im Inneren des Blocks ist der Zustand von 1986 erhalten – in heisser Form.

In zwei Jahren, wenn die «Arche» fertig ist, wird sie auf Schienen über den Block gerollt, um das Innere für 100 Jahre von der Atmosphäre abzuschotten. Für das 1,5-Milli-

arden-Euro-Projekt wurde extra ein französisches Unternehmen gegründet. Für Slawutytsch ist die «Arche» Fluch und Segen zugleich: Die französischen Ingenieure haben wieder Stolz und Wohlstand in die Stadt gebracht. In Slawutytsch ist man ausländische Gäste gewohnt, neue Hotels, teure Restaurants haben geöffnet. Wenn die «Arche» fertig ist, werden wieder 1000 Leute ihren Job verlieren. Und wieder werden Menschen wegziehen.

In Slawutytsch ist das Gedenken an Tschernobyl allgegenwärtig. Neuvermählte legen am Denkmal für die Tschernobyl-Opfer Blumen nieder, bevor sie sich am Stein des «Weissen Engels» ewige Liebe schwören. Vor der Bahnhofshalle hängt keine Uhr, sondern ein Strahlenmesser. Das Gedenken ist aber auch pragmatisch. Wenn wieder ein schwerbehindertes Kind auf die Welt kommt oder jemand an Krebs stirbt, heisst es: Hätte es das denn nicht auch ohne Tschernobyl gegeben? Beweisen lässt sich das nicht – aber eben auch nicht das Gegenteil.

Über die gesundheitlichen Auswirkungen von Tschernobyl herrscht bis heute keine Einigkeit. Das sogenannte Tschernobyl-Forum listet nur 50 Opfer auf, die direkt durch die Strahlung gestorben sind – und weitere 4000 Opfer durch andere Spätfolgen, wie Krebserkrankungen. Greenpeace rechnet hingegen in seinem «Tschernobyl-Gesundheitsreport» mit 93000 Toten. Es gibt aber noch stumme Zeugen, draussen vor der Stadtgrenze. Kaum jemand, der hier auf dem Friedhof von Slawutytsch begraben liegt, wurde älter als 50 Jahre. Immer wieder ist die Silhouette des Reaktorblocks auf den Grabsteinen eingraviert. Es ist nicht als Klage zu verstehen, sondern als letzte, liebevolle Huldigung an die «Stanzija», das «Werk».

Ein verstrahlter Veteran

Auch Jewgeni Jaschin wird wohl einst zu jenen gehören, die dem Werk huldigen. Jaschin ist ein «Liquidator» – einer jener Arbeiter, die nach dem Unfall im Werk Dienst taten. Er watete kniehoch in verseuchtem Wasser, um das Löschwasser abzupumpen. Hätte sich das Wasser mit dem Reaktorkern verbunden, hätte es eine weitere, noch grössere Explosion gegeben, die vielleicht halb Europa unbewohnbar gemacht hätte. Danach musste Jaschin monatelang in einer Moskauer Klinik behandelt werden.

Sein Glaube an die Atomkraft ist dennoch ungebrochen. «Man hat aus den Fehlern von damals gelernt», sagt er, sein heller Körper in eine Gala-Uniform gehüllt, mit Abzeichen übersät. Auch er hofft, dass die Region dereinst wieder mit nuklearer Technik aufblüht – oder irgendwann sogar die Atomkraft wieder nach Tschernobyl zurückkehren kann. «Das wäre wichtig für die Entwicklung der Stadt, der Region», sagt er. Immerhin hat er schon einmal seine Heimat verloren – Pripjat, die stolze Stadt des Tschernobyl-Kollektivs. Und das möchte er kein zweites Mal.

tageswoche.ch/+ntvsn

×

Mathematik ist die Zukunft des Handballgoalies Pascal Stauber. Ein Gespräch über Depressionen nach der Karriere, Erlebnisse im tiefsten Serbien und das Leben unter jungen Menschen.

«Ich lebte das Leben eines 25-Jährigen»

Von Samuel Waldis

Pascal Stauber hat einen grossen Anteil am Aufstieg des RTV Basel. Der Torhüter tritt nach dem Finalturnier des Schweizer Cups und seiner langen, erfolgreichen Karriere vom Spitzensport zurück. Das offizielle Abschiedsspiel hat er bereits hinter sich. Der RTV verliert nicht nur einen Schlüsselspieler, sondern eine grosse Figur des Vereins.

Pascal Stauber, wie schnell sind Sie nach der Aufstiegsfeier wieder auf die Beine gekommen?

Die Sonne schien, als ich nach Hause kam. Ich verspürte am Sonntag durchwegs positive Gefühle. Vielleicht haben mich diese Gefühle vor einem Kater bewahrt (lacht).

Warum haben Sie nach Ihrer Auswechslung die letzten Minuten Ihres Abschiedsspiels in der Garderobe verbracht?

Ich musste herunterkommen. Auf der Bank wäre mir von links und rechts auf die Schulter geklopft worden. So aber konnte ich Ruhe finden, meine Gedanken ordnen, ein, zwei Tränen verdrücken und war damit wieder bereit für den Rest des Abends.

War es sinnvoll, das Abschiedsspiel vor dem Cupturnier, Ihrer endgültig letzten Partie, abzuhalten?

Es war mein Abschiedsspiel, weil es das letzte in Basel war. Ich habe so nochmals meine ehemaligen Mitspieler, meine Freunde, die Familie und viele mehr einladen können. Und meine Mutter ist extra aus dem Tessin angereist.

War sie früher an jedem Spiel?

Ja, natürlich. Aber nach dem Tod meines Vaters ist sie zu ihrem neuen Lebenspartner ins Tessin gezogen und konnte die Matches nicht mehr so oft in der Halle verfolgen.

Es wäre kitschig, wenn Sie sich nicht nur als Aufsteiger-Torhüter, sondern auch noch mit dem Cupsieg vom Handball verabschiedeten. Einverstanden?

Absolut. Im Normalfall haben wir auch keine Chance. Aber am Karriereende kann ich ja noch eine Floskel loswerden (lacht laut): Im Cup ist die Sensation mit ganz viel Glück möglich (Pause). Und träumen darf

man ja – um gleich nochmals eine Floskel zu bringen (lacht noch lauter).

Auf dem Flyer für die Abschiedsfeier sind Sie als junger und als etwas älterer Torhüter zu sehen. Was macht der Anblick dieser Fotos mit Ihnen?

Ich habe mich nicht gross verändert, finde ich. Auf dem ersten Foto war ich 1998 Gymnasiast im Kirschgarten und Torhüter beim RTV in der NLB. Auf dem zweiten bin ich Gymnasiallehrer – und Torhüter beim RTV in der NLB. Der Kreis schliesst sich.

Sie verzichten mit Ihrem Rücktritt auf einen grossen Teil Ihrer Gefühlswelt. Haben Sie Angst davor?

Nein. Aber es könnte natürlich darauf hinauslaufen. Meine Verlobte, meine Familie sowie meine Freunde werden mir dabei helfen, dass ich nicht in dieses Loch falle. Und ich muss einen Ersatz für den Handball finden.

«Das Schwierige nach einer Sportkarriere ist das Fehlen der Wertschätzung der Zuschauer.»

Ideen?

Eine andere Sportart, vielleicht Skifahren, Mountainbike, Tennis. Für mein Knie wären allerdings Kajak, Klettern oder Wasserball besser.

Sie werden dabei kaum den gleichen Gefühlszustand erleben wie beim Handball.

Das werde ich wahrscheinlich mit keiner Sportart erreichen. Das Schwierige nach einer Sportlerkarriere ist das Fehlen der Wertschätzung der Zuschauer, der Mitspieler oder auch der Zeitungen. Das löst die Depressionen nach Sportlerkarriere aus.

Die Kabine wird auch fehlen.

Oh ja. Das ist das schöne am Mannschaftssport, ich war täglich mit jungen Menschen zusammen.

Das sind Sie am Gymnasium Oberwil doch auch, oder?

Das kann man nicht vergleichen. Mit den Jungs im Team unternahmen wir viel, gingen beispielsweise an den Rhein. Mit meinen Freunden neben dem Sport, die alle Familien haben, ist das schwieriger. Diese Zeit mit der Mannschaft, die hält einen richtig jung. Ich lebte das Leben eines 25-Jährigen.

Inwiefern hilft Ihnen dabei der Lehrerberuf?

Er macht extrem viel Spass. Und ich habe damit vom ersten Moment meiner Zeit nach der Karriere an ein festes Standbein, einen geregelten Tagesablauf. Das kann nicht jeder Sportler von sich sagen. Vielleicht hat ein Fussballer des FC Basel nicht sofort wieder eine Aufgabe nach der Karriere.

Ausser er tritt eine Stelle in anderer Funktion an oder wird direkt Geschäftsmann, wie David Degen.

Gut, aber die Gefahr ist da, dass man einfach in den Tag hineinlebt und einen die Langeweile einholt. Diese Gefahr laufen vor allem diejenigen, die zuerst einmal Abstand brauchen und nichts mehr tun. Mir hilft der Job enorm.

Sind Sie für die Schüler der 116-fache Nationalspieler oder doch der mühsame Mathematiklehrer?

Dank meines sportlichen Hintergrunds komme ich vermutlich ein wenig authentischer rüber. Vielleicht bin ich dadurch etwas fassbarer als andere. Ich versuche einfach, irgendwie die Begeisterung für dieses schöne Fach zu schüren.

Hilft Ihnen dabei die Erfahrung aus dem Sport?

Der Sport hat während all der Jahre aus mir gemacht, was ich heute bin. Jemand mit Selbstvertrauen, ein Alpatier, jemand, der vor Leute stehen kann. Ich habe mit der Nationalmannschaft im tiefsten Serbien vor 5000 Serben Handball gespielt. Und die haben mir weiss Gott was alles an den Kopf geworfen. Da machen 20 Schüler nicht mehr so viel Angst. Zudem weiss ich, wie man zusammenarbeitet, wie man



«Präsident würde ich nicht werden wollen»: Pascal Stauber in Aktion.

FOTO: KEYSTONE

gemeinsam etwas schafft. Dieses Wissen macht vieles einfacher.

Kann es auch eine Last sein?

Durchaus. Ich habe beispielsweise kein Verständnis dafür, wenn sich jemand nicht ins Zeug legt. Ein Ziel zu haben, daraufhinzu- arbeiten, daraus bestand mein Leben. Ich verstehe deswegen nicht, wenn einer sagt: «Das mache ich nicht, das gurkt mich an.» Mit dieser Haltung kann ich nichts anfangen.

Sie hatten Zuschauer beim Sport und arbeiten im Unterricht wieder vor Menschen. Haben Sie ein grosses Bedürfnis nach Aufmerksamkeit?

Die kriege ich im Schulzimmer nicht. Ich arbeite aber ausserordentlich gerne

mit Menschen zusammen. Den ganzen Tag lang am Computer sitzen, das könnte ich nicht.

Eigentlich bräuchte es den Pascal Stauber aber beim RTV, oder nicht?

Ja, es bräuchte aber auch Sie.

Wegen der Berichterstattung?

So meine ich das nicht einmal unbedingt. Es braucht jeden, weil das Vereinsleben am Aussterben ist. Die Gesellschaft von heute besteht aus Leuten, die sich nicht mehr festlegen wollen. Komme ich heute nicht, komme ich morgen. Das Bindende findet nicht mehr statt.

Wie bindet man denn junge Menschen an einen Verein?

Mit der Freude am Sport. Mit Visionen. Und mit einer Mannschaft in der NLA. Zwar merkt ein Elfjähriger nicht, dass ein Spiel zwischen dem RTV und dem TV Birsfelden schlechteren Handball bietet als wenn der RTV in der NLA gegen die Kadetten spielt. Aber wenn der Vater dann sagt: «Hey, mein Sohn, das ist der Schweizer Meister», dann hört der Sohn eben doch aufmerksamer zu. Und dafür braucht es den RTV in der obersten Spielklasse.

Sie haben also nicht nur ein perfektes Karriereende erlebt, sondern hinterlassen der Region auch eine handballerische Zukunft?

Genau. Deswegen bin ich vor acht Jahren zurückgekommen. Lange war ich der Ansicht, dass viele Menschen und Vereine dieser Handballregion Hindernisse in den Weg stellen. Aber vielleicht muss ich von dieser Haltung wegkommen. Mit unserem Aufstieg haben wir nun in den höchsten beiden Ligen je eine Mannschaft. Das ist die Basis und die ideale Bedingung für jeden ambitionierten Handballer. Somit habe ich etwas Nachhaltiges bewirkt.

Sie haben auch als einstiger Geschäftsführer einen tiefen Einblick in den RTV erhalten. Wie geht es dem Verein?

Zum Glück weiss ich das nicht mehr so genau, die Situation war aber nicht immer einfach. Die Jobs von Präsident Alex Ebi und Teamchef Oliver Haewel beispielsweise, die will niemand machen. Sie kämpfen gegen Windmühlen. Ich war froh, irgendwann nicht mehr neben dem Sport im Verein tätig zu sein. Denn zuvor wusste ich schon während der Spiele, dass eine Niederlage wieder zu einem schwierigen Gespräch mit einem Sponsor führen würde.

Haben Sie keine Lust mehr auf diesen Verein?

Präsident würde ich zumindest nicht werden wollen. Ich sehe mich eher im direkten Kontakt mit dem Team als in der Teppichetage. Und ich bin auch nicht der Verkäufer.

Wären Sie als Kopf des Vereins nicht ideal als Verkäufer des RTV?

Eher eine Identifikations- oder Integrationsfigur. Es gibt aber vielleicht schon Leute, die in mir den RTV sehen.

Können Sie uns eigentlich den Stellenwert des RTV für die Stadt Basel erklären?

Er hat eine grosse Tradition, viele Politiker waren beim RTV. Die Verbundenheit mit der Stadt ist also grundsätzlich gross, auch wenn man das in der jüngsten Vergangenheit nicht stark gespürt hat. Vielleicht ändert nun der Aufstieg etwas daran. Aber der FCB absorbiert halt viel an Aufmerksamkeit.

Ganz unbekannt sind Sie auch nicht. Ist das etwas Schönes?

Ja, sicher! Wer sieht nicht gerne seinen Namen in der Zeitung. Ich lese immer quer, um meinen Namen zu finden. Einmal gefunden, lese ich zuerst den entsprechenden Abschnitt. Und erst dann den ganzen Text (lacht).

tageswoche.ch/+ltkkf

×



Das Barockorchester La Cetra sieht das neue Fördermodell als Chance. FOTO: NILS FISCH

Orchesterförderung

Ein neues Modell setzt auf inhaltliche Aspekte statt auf gegebene Strukturen. Das Sinfonieorchester erhält weniger Subventionen

von Dominique Spirgi

Letzte Woche hat das Präsidialdepartement ein neues «Fördermodell für die Basler Orchester ab 2016» vorgestellt. Mit der Programmförderung schafft der Kanton ein neues Fördergefäss. Einen klassischen Subventionsvertrag soll künftig nur noch das Sinfonieorchester Basel erhalten. Es soll damit quasi als Staatsorchester «seinen Auftrag der Grundversorgung an sinfonischem Repertoire und an Opernproduktionen im Theater Basel» garantieren, wie es in einer Medienmitteilung des Präsidialdepartements heisst.

Das hat zur Folge, dass die drei weiteren Orchester, die bislang längerfristige Subventionen erhielten, sich nun neu dem Wettbewerb um Programmförderungsbeiträge stellen müssen. Namentlich betrifft dies die beiden etablierten Klangkörper Kammerorchester Basel und basel sinfonietta, die ein breites Repertoire bespielen, sowie das auf Neue Musik spezialisierte Ensemble Phoenix. Um Programmförderbeiträge bewerben können sich aber auch andere Orchester, wie das Basler Barockorchester La Cetra, die bislang nur Gelder für einzelne Projekte erhielten.

Mit dem neuen Fördermodell möchte die Regierung die «Ausstrahlung Basels als Musikstadt stärken», heisst es in der Mitteilung.

«In der Orchesterförderung sahen wir uns einer historisch gewachsenen Situation gegenüber, bei der seit einigen Jahren nicht mehr wirklich klar war, welche inhaltlichen Kriterien ihr zugrunde liegen», sagt Philippe Bischof, Leiter der Basler Abteilung Kultur. Daraus sei der Schluss gezogen worden, dass sich die Förderpolitik künftig vermehrt auf die Inhalte und weniger auf die Bewahrung gegebener Strukturen abstützen solle.

Überschnidungen im Programm

Es ist nicht der erste Schritt in eine erneuerte Orchesterzukunft. 2012 wurde das Sinfonieorchester Basel vom traditionellen Konzertveranstalter Allgemeine Musikgesellschaft losgelöst. Auch werden reine Veranstalter, wie die Freunde alter Musik und die Ortsgruppe der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik, seit einigen Jahren nicht mehr mit einer vierjährigen Subvention unterstützt, sondern nur noch jährlich auf der Programmebene.

Im Vorfeld der nun neu beschlossenen Massnahmen hat die Regierung die Basler Orchesterlandschaft vom Münchner Beratungsunternehmen Metrum durchleuchten lassen. Die Analyse ergab unter anderem, dass es im vollen Basler Konzertkalender nicht selten zu programmlichen Überschneidungen kommt. Bischof erin-

tert in diesem Zusammenhang daran, dass Brahms «Deutsches Requiem» im Frühling 2012 innerhalb weniger Wochen gleich dreimal zur Aufführung gekommen war.

Eine weitere Erkenntnis aus der Studie ist, dass die Alte Musik im Basler Konzertprogramm zu wenig Gewicht hat, während die Neue Musik eher überrepräsentativ vorkommt. Mit inhaltlich orientierten Förderentscheidungen kann der Kanton Programmierungsschwerpunkte besser beeinflussen. Unter anderem in Richtung Alte Musik.

Die Auswahl der Orchester, die künftig über die Programmförderung unterstützt werden, soll nach festgelegten Richtlinien und Kriterien durch eine Fachjury erfolgen. Gegenwärtig ist man dabei, die Entscheidungskriterien zu formulieren.

An welche Kriterien konkret gedacht wird, will Bischof noch nicht im Detail sagen. «Ein Kriterium wird sein, dass die Orchester ihre Musikerinnen und Musiker korrekt entlohnen», sagt der Abteilungsleiter Kultur. Insgesamt werden die Richtlinien darauf hinauslaufen, dass die inhaltlichen Bereiche, in denen die Musikstadt Basel ihre Stärken ausspielen kann, angemessen berücksichtigt werden. «Unser Ziel ist es, dass sämtliche geförderten Orchester qualitative Arbeit leisten können und eindeutig erkennbare Profile haben.»

Umverteilung der Staatsbeiträge

Die Basler Orchester begrüssen das neue Fördermodell im Grundsatz. «Dass die Fördermittel nicht mittels Giesskanne verteilt werden, sehen wir als Chance», sagt der Geschäftsleiter des Kammerorchesters Basel, Marcel Falk. Für sein Orchester blickt er mit viel Zuversicht in die Zukunft. «Wir sind hervorragend aufgestellt und Wettbewerbsbedingungen gewohnt», sagt er mit dem Hinweis darauf, dass das Kammerorchester 85 Prozent seines Umsatzes ausserhalb Basels selber erwirtschaftet.

Als Chance begreift auch La Cetra das neue Fördermodell. «Dass die Programmförderungsgelder nach qualitativen Kriterien gesprochen werden sollen, ist für ein Weltklasseorchester wie La Cetra grundsätzlich ein Vorteil», sagt Thomas Weibel, Präsident des Trägervereins des Orchesters.

Etwas zurückhaltender fällt der Kommentar des Sinfonieorchesters Basel aus, das mit rund 14 Millionen Franken gegenwärtig weitaus am meisten Staatsbeiträge erhält. «Dass wir für die Grundversorgung nach wie vor Subventionen erhalten werden, ist zu begrüssen», sagt Geschäftsleiter Franziskus Theurillat, «allerdings werden wir künftig mit einem gekürzten Beitrag auskommen müssen.»

Philippe Bischof bestätigt, dass das neue Fördermodell eine gewisse Umverteilung der Staatsbeiträge zugunsten der Programmförderung vorsieht. Zahlen möchte er noch keine nennen. «Aber die Beiträge an das Sinfonieorchester werden im spürbaren, letztlich aber zumutbaren Mass gekürzt werden», sagt Bischof. tageswoche.ch/+ofhpv



OTTO'S AG

Karin Neuenschwander

Wassermatte 3

CH-6210 Sursee

+41 41 925 03 89

www.ottos.ch

karin.neuenschwander@ottos.ch

ottos.ch

Helfen Sie mit, am zukünftigen Wachstum von OTTO'S zu arbeiten!

OTTO'S ist ein erfolgreiches Detailhandelsunternehmen mit rund 1800 Mitarbeitern und über 100 Filialen in der ganzen Schweiz. Unser Erfolg basiert unter anderem auf einem topmotivierten Team. Wir unterstützen und fördern deshalb dauernd die Fähigkeiten unserer Mitarbeiter.

Wir suchen für unsere Filiale

in Basel Rebgasse Möbelverkäufer

100% (m/w)

Wie sieht Ihr künftiges Aufgabengebiet aus?

- Beratung, Kundenbetreuung und aktiver Verkauf
- Entgegennahme der Ware und deren Einlagerung
- Montage und Präsentation sowie die Pflege der Möbelabteilung
- Warenausgabe

Welche Anforderungen müssen Sie erfüllen?

- eine abgeschlossene Lehre als Verkäufer oder in einem handwerklichen Beruf
- handwerkliches Geschick sowie Sinn für Warenpräsentation
- Bereitschaft zur Teamarbeit
- Freude am Umgang mit Menschen
- Belastbarkeit in hektischen Momenten
- gute Deutschkenntnisse (schriftlich und mündlich)

Was dürfen Sie von uns erwarten?

- zeitgemässe Anstellungsbedingungen
- ein dynamisches und spannendes Umfeld
- familiäres Arbeitsklima
- attraktive Einkaufsvergünstigungen

Nutzen Sie Ihre Chance und bewerben Sie sich jetzt in der von Ihnen gewünschten Form (schriftlich/elektronisch) mit den vollständigen Bewerbungsunterlagen. Wir freuen uns auf Sie.

«Das Genie ist männlich», hiess es früher. Das zwang Künstlerinnen dazu, unter dem Namen eines Mannes zu arbeiten.

Die Vermarktung ist männlich

Online

«Big Eyes»
Eine Besprechung
des neuen Films
von Tim Burton
finden Sie online
tageswoche.ch/
+dyqvu

Kampf um die Kunst: Amy Adams als Margaret Keane. FOTO: ASCOT ELITE ENTERTAINMENT



von Karen N. Gerig

Margaret Keane malt, seit sie denken kann. Das Markenzeichen ihrer Gemälde sind die riesigen Augen der dargestellten Figuren. In den 1960er-Jahren fanden die Bilder der Amerikanerin reisenden Absatz – nur wusste niemand, dass die mit «Keane» unterzeichneten Werke von ihr stammten. Denn ihr Ehemann Walter gab sich selber als Urheber der Gemälde aus. Erst nach der Scheidung flog der Schwindel auf, nachdem Margaret Keane die Kraft gefunden hatte, ihren Mann zu verlassen. Jetzt hat Tim Burton in «Big Eyes» ihre Geschichte verfilmt.

Walter sei ein «genialer Vermarktungskünstler» gewesen, sagt die Künstlerin heute. Sie hätte das gar nicht gekonnt, ihre Bilder verkaufen, weshalb sie den Betrug überhaupt zugelassen habe. Und mehr und mehr nicht nur in der Lüge gefangen wurde, sondern auch tatsächlich als Gefangene im eigenen Haus Bilder am Laufband produzierte, während ihr Mann draussen gefeiert wurde und feierte.

«Die Leute kaufen keine Kunst von Frauen», sagt Walter Keane in Burtons Film. Wolle Margaret Erfolg haben, müsse sie gutheissen, dass die Bilder unter seinem Namen verkauft werden, folgert er daraus. Damit beginnt die Abhängigkeit Margaret Keanes von ihrem Mann.

Und damit zitiert Walter Keane ein Argument, das jahrhundertlang Frauen dazu verleitet oder gezwungen hat, ihre Kunst von Männern vermarkten zu lassen oder sich gleich ein männliches oder geschlechtsneutrales Pseudonym zuzulegen – vor allem in der Literatur. Nicht umsonst hiess einer der Leitsätze des 19. Jahrhunderts «Das Genie ist männlich». Weil Frauen die Fähigkeit nicht zugetraut wurde, zogen sie sich in die Anonymität zurück.

Claudel: Im Schatten Rodins

Geschichten der Abhängigkeit wie jene von Margaret Keane sind dabei kein Einzelfall, können aber unterschiedliche Gründe und Prägungen haben. Die französische Bildhauerin Camille Claudel (*1864) verkaufte ihre Arbeiten zwar immer unter dem eigenen Namen – möglich gemacht hat das ihr Vater, der auch den dichtenden Bruder Paul in seinem Künstlertum unterstützte. Doch auch sie war abhängig von einem Mann, wenn diese Abhängigkeit auch nicht finanzieller Art war: Die Liebe zu Bildhauer Auguste Rodin hinderte sie an der künstlerischen Emanzipation.

Sie stand immer im Schatten Rodins, wurde von dessen Ego und Erfolg innerlich aufgefressen und schliesslich in den Wahnsinn getrieben. Rodin wurde gefeiert und wird es auch heute noch, obwohl Claudels Werk dem seinen in keiner Weise nachstand. Dass Camille nicht die Kraft aufbrachte, sich von ihm zu trennen, soll Rodin auch ausgenutzt haben.

Weniger bekannt als Camille Claudel, wenn auch ebenfalls vermögend und des-

halbunabhängiger als viele andere, war die Schweizer Bildhauerin Adèle d'Affry. Die Adelstochter wurde 1836 in Fribourg geboren, ihr Urgrossvater Louis d'Affry war 1803 der erste Landammann der Schweiz. Während sich der Rest der Familie mit Politik und Waffen beschäftigte, huldigte Adèle den schönen Künsten. Sie landete schliesslich in Paris, wo sie 1863 am anerkannten Salon de Paris ihre Büsten präsentierte – allerdings unter dem männlichen Pseudonym Marcello. Als Frau wäre sie schon beim Versuch gescheitert, ihre Arbeiten dort zu platzieren: Künstlerinnen hatten dort schlicht nichts verloren.

Und der Gatte kassiert

Doch Adèle d'Affry hatte Glück. Zwar wurde bald aufgedeckt, wer sich hinter Marcello verbarg. Doch dank ihrer Verbindungen als Adèle d'Affry und schliesslich auch ihres künstlerischen Könnens wurde ihr Alter Ego «Marcello» eine angesehene Persönlichkeit der Pariser Gesellschaft und ging am kaiserlichen Hof ein und aus. Unabdingbar aber war dafür, dass man ihr bereits künstlerisches Talent bescheinigt hatte und sie erste Erfolge vorweisen konnte – als Mann.

In «Big Eyes» erzählt Tim Burton eine Geschichte, die sich mehr als einmal abspielte: Ein Mann nutzt das Talent seiner Frau für eigene Zwecke.

Bleiben wir in Paris, wo eine Frau namens Sidonie-Gabrielle Claudine Colette im Jahr 1896 ihr erstes Buch herausgibt: «Claudine in der Schule» heisst es, handelt von einer jungen Frau und ist in der Ich-Form geschrieben. Als Autor jedoch fungiert ein Mann, der den Namen Willy trägt. Willy heisst eigentlich Henry Gauthier-Villars und ist Colettes Ehemann. Kurz nach ihrer Heirat hat er ihr Talent fürs Schreiben entdeckt und es schamlos für sich ausgenutzt: Auf die erste «Claudine»-Geschichte folgt eine ganze Serie, für die stets der Mann kassiert.

1903 lässt Colette sich von Willy scheiden und veröffentlichte fortan unter ihrem eigenen Namen – erfolgreich, während ihr Mann in der Versenkung verschwindet. Ihre Geschichte ähnelt am ehesten jener von Margaret Keane: In beiden Fällen waren es die Ehemänner, die das Talent ihrer Frauen für die eigenen Zwecke ausnutzten.

Drei Männer namens Bell

Andere Frauen legten sich aus gesellschaftlichen Gründen Pseudonyme zu. Zu nennen wären hier die drei Brontë-Schwester Charlotte (*1816), Emily (*1818) und Anne (*1820). Sie alle veröffentlichten ihre Bücher – auch die berühmtesten, Emilys

«Wuthering Heights» und Charlottes «Jane Eyre» – zeitlebens unter den Namen Currer Bell, Ellis Bell und Acton Bell. Die Anfangsbuchstaben der Vornamen decken sich dabei mit ihren wahren Initialen.

Eine Autorin in Männerkleidung

Charlottes Tarnung flog kurz nach Erscheinen ihres Romans «Jane Eyre» auf. Schlimme Folgen hatte das keine, im Gegenteil: Sie genoss in den literarischen Kreisen Londons eine kurze Zeit des Ruhms. Doch wie bei Adèle d'Affry brauchte es diesen Anfangserfolg, um gesellschaftlich Anerkennung zu finden.

Adèle d'Affrys und Charlotte Brontës Geschichten sollen deshalb nicht darüber wegtäuschen, dass es im 19. Jahrhundert für eine Frau tatsächlich nicht einfach war, als Künstlerin oder Autorin unter der meist männlichen Kritik Anerkennung zu finden. Ähnliche Erfahrungen wie die Brontë-Schwester machte auch Mary Anne Evans (*1819), die ebenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Romane schrieb – unter dem Namen George Eliot. Auch ihre Tarnung flog nach den ersten Erfolgen auf.

Der Rückzug in die Anonymität war für viele Künstlerinnen ein Ausweg. Andere suchten die Hilfe von Männern, die als Verleger oder Vermarkter fungierten. Und selten gingen Frauen in die Offensive – und wählten genau aus diesem Grund einen männlichen Namen. Zum Beispiel Amantine Aurore Lucile Dupin de Francueil (*1804): Sie legte sich nicht nur den Namen George Sand zu, sondern ging mit dem Namenswechsel auch gleich dazu über, Männerkleidung zu tragen und von sich in der maskulinen Form zu sprechen. Damit machte sie mit Nachdruck auf das Problem aufmerksam, welches Frauen hatten, die im 19. Jahrhundert nicht nur als Hobbykünstlerisch tätig sein wollten.

Das Pseudonym als Befreiung

In unseren Tagen interessiert das Geschlecht von Künstlern und Künstlerinnen, wenn, dann aus anderen Gründen. Der Fall von Margaret Keane ist der letzte bekannte, in dem ein Mann gesellschaftliche Zwänge als Grund dafür angab, die Urheberschaft für das Schaffen einer Frau an sich gerissen zu haben.

Und auch Pseudonyme werden, wenn, dann aus anderen Gründen gewählt. Zum Beispiel, weil der echte Name zu erfolgreich geworden ist und man sich davon befreien will: J.K. Rowling nannte sich 2013 plötzlich Robert Galbraith. «Ich wollte ohne Hype und Erwartungen arbeiten und ein völlig ungeschminktes Feedback erhalten», erklärte die Autorin der «Harry-Potter»-Reihe, nachdem die Wahrheit ans Licht gekommen war.

Dem Erfolg des Krimis «Der Ruf des Kuckucks», den sie unter dem Pseudonym veröffentlichte, hat der Männername nicht geholfen. Die meisten Exemplare wurden erst verkauft, nachdem bekannt wurde, dass Rowling dahintersteckt.

tageswoche.ch/+sf4jy

Klassik



Daniel Barenboim

Der Maestro ist nicht gerade bekannt dafür, mit seinen Musikern zimperlich umzugehen. Dafür hat er die Staatskapelle, deren Chefdirigent er seit 1991 ist, zum grossen Berliner Orchester neben den Philharmonikern gemacht. Das Ensemble reist mit zwei mächtigen Werken an – spielbar an einem Abend, weil die Staatskapelle neben Strauss' «Heldenleben» Schuberts 7. Sinfonie spielt, die aus unbekanntem Gründen unvollendet blieb und nur zwei Sätze hat. ×

24. April, 19.30 Uhr, Stadtcasino Basel.
• www.konzerte-basel.ch

Party

Oslo Night

Am Samstag ist es wieder so weit: Die Kulturinstitutionen, die ihre Zelte auf dem Dreispitz rund um die Oslo-Strasse aufgeschlagen haben, feiern zusammen. Es sind einige neue dazugekommen – nicht nur der grösste Player am Platz, die Hochschule für Gestaltung und Kunst. Ob Blicke hinter die Kulissen, Performances, Tanz oder Party – hier gibts alles. Und das Detailprogramm ist online abrufbar. ×

25. April, ab 16 Uhr, Dreispitz,
Münchenstein/Basel.
• www.campusderkuenste.ch

Ausgehen

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Kinoprogramm

Basel und Region 24. bis 30. April

ANZEIGEN



PATHE! FR. 22.05.15 | 18.00–06.00 UHR
FILM MARATHON INKLUSIVE Z'MORGE

MOVIE NIGHT

FÜR DIE NACHTSCHWÄRMER UNTER UNS

39.^{CHF}

FILMHIGHLIGHTS: «ABSCHUSSFAHRT», «PROJEKT NEULAND», «WOMAN IN GOLD», «PITCH PERFECT 2», «MAD MAX», «DAS VERSPRECHEN EINES LEBENS» UND VIELE MEHR!

PATHE KÜCHLIN pathe.ch/de/movienight

BASEL CAPITOL Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **AVENGERS – AGE OF ULTRON** [12/10 J] 14.00/17.00/20.15^{E/diff}
- **CINDERELLA** [4/4 J] 14.00^D
- **FAST & FURIOUS 7** [12/10 J] 17.00/20.15^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **DIFRET** [10/8 J] FR/SA/DI: 12.10^{Ov/diff}
- **A LITTLE CHAOS** FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/diff}
- **THEEB** [16/14 J] 19.00–FR/SA/DI/MI: 12.30^{Ov/diff}
- **STILL ALICE – MEIN LEBEN OHNE GESTERN** [8/6 J] 14.15/18.15/20.30^{E/diff}
- **SHAUN THE SHEEP MOVIE** [0/0 J] 14.45/18.45^{ohne Dialog}
- **BIG EYES** [12/10 J] 15.00/21.00^{E/diff}
- **USFAHRT OERLIKE** [8/6 J] 16.15^{Dialekt}
- **LES COMBATTANTS** [12/10 J] 16.45/20.45^{F/d}
- **DAS DECKELBAD – DIE GESCHICHTE DER KATHARINA WALSER** [12/10 J] 17.10–SO: 13.15^{Dialekt}
- **FARBE** SO: 11.00^{Dialekt}
- **Opera – Festspielhaus Baden-Baden: L'ELISIR D'AMORE** SO: 11.00^{Ov}
- **CONDUCTA** [12/10 J] SO: 11.10^{Sp/diff}
- **WARUM DENN NICHT** SO: 13.00^{Dialekt}

KULT.KINO CAMERA Rebgasse 1 kultkino.ch

- **ZU ENDE LEBEN** [14/12 J] 14.15/18.30^{Dialekt/diff}
- **LA FAMILLE BÉLIER** [8/6 J] 14.30/20.45^{F/d}
- **ELSER – ER HÄTTE DIE WELT VERÄNDERT** [12/10 J] 16.15/20.30^D
- **THE LITTLE DEATH** [16/14 J] 17.00^{E/diff}
- **UNE HEURE DE TRANQUILLITÉ** [6/4 J] 19.00^{F/d}
- **LEVIATHAN** SA: 11.30^{Ov/d} [14/12 J]
- **WINNA – WEG DER SEELEN** [16/14 J] SO: 11.00^{Dialekt/diff}
- **LES PONTS DE SARAJEVO** [16/14 J] SO: 11.15^{Ov/d}
- **CAMINO DE SANTIAGO** [16/14 J] SO: 12.45^{Ov/d}

KULT.KINO CLUB Marktplatz 34 kultkino.ch

- **SAMBA** [10/8 J] 14.45/20.30^{F/d}
- **IRAQI ODYSSEY** [10/8 J] 17.15^{Ov/d}

NEUES KINO Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **VERGIFTETE GESCHENKE** FR: 21.00^D

PATHÉ KÜCHLIN Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **INSURGENT – DIE BESTIMMUNG – 3D** [14/12 J] FR/SO/DI: 12.40 SA/MO/MI: 15.10^D
- **EX MACHINA** [12/10 J] 15.20–FR/MO/DI: 13.00 FR/SO: 18.00–FR: 22.45 SA/MO/MI: 20.20^D FR/SO: 20.20–SA/MO/MI: 18.00 SA: 22.45–DI: 20.30^{E/diff}
- **HALBE BRÜDER** [12/10 J] 13.00–FR/SO/DI: 18.00 SA/MO/MI: 15.30/20.30^D

SHAUN DAS SCHAF – DER FILM [0/0 J] 13.00–SA/SO: 11.00 SA/SO/MI: 15.00^D

- **DER NANNY** [12/10 J] 13.10–SA/SO: 10.50^D
- **AVENGERS – AGE OF ULTRON – 3D** [12/10 J] 13.15/16.20/17.45/19.30 FR/SO-MI: 20.40–FR/SA: 22.30 SA/SO: 10.15^D 13.30–FR/MO-MI: 16.45 FR/SO/MO: 20.00 (DLX) FR/SA: 23.10–SA/SO: 10.30 SA: 20.40–SO: 16.45 (DLX) DI/MI: 20.00^{E/diff}
- **AVENGERS – AGE OF ULTRON** [12/10 J] FR/SA: 23.00^D
- **FAST & FURIOUS 7** [12/10 J] 14.30–FR/SO-MI: 17.30/20.30 FR/SA: 23.30–SA/SO: 11.30 SA: 20.00^D
- **RUN ALL NIGHT** [14/12 J] 17.30–FR/MO/DI: 15.00 FR: 22.30–SA/MO/MI: 20.00^D FR/SO/DI: 20.00–SA: 22.30^{E/diff}
- **FOCUS** [12/10 J] FR/SO/DI: 15.10–FR/SA: 23.30 SA/MO/MI: 12.40^D
- **DER KAUFHAUS COP 2** [10/8 J] 15.30/17.45–FR/SO-MI: 20.00^D
- **KINGSMAN: THE SECRET SERVICE** [14/12 J] FR/SO/DI: 15.30–FR/SA: 20.30 SA/MO/MI: 18.00^D
- **A MOST VIOLENT YEAR** [14/12 J] FR/SA: 22.50^{E/diff}
- **THE SECOND BEST EXOTIC MARIGOLD HOTEL** [10/8 J] SA/SO: 10.00^{E/diff}
- **CINDERELLA** [0/0 J] SA/SO: 10.30^D
- **HOME – EIN SMEKTAKULÄRER TRIP – 3D** [0/0 J] SA/SO: 10.50–SA/SO/MI: 13.00^D
- **Opera – Metropolitan Opera New York: CAVALLERIA RUSTICANA & PAGLIACCI** SA: 18.25^{Ov/d} [6 J]
- **THE LONGEST RIDE** DI: 20.15^D LADIES NIGHT

PATHÉ PLAZA Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **ASTERIX IM LAND DER GÖTTER – 3D** [6/4 J] 13.30^D
- **CINDERELLA** [0/0 J] 15.30–SA/MO/MI: 18.00^D
- **INSURGENT – DIE BESTIMMUNG – 3D** [14/12 J] 20.30–FR/SO/DI: 18.00^D

REX Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **AVENGERS – AGE OF ULTRON – 3D** [12/10 J] 14.30/17.30/20.45^{E/diff}
- **SHAUN DAS SCHAF – DER FILM** [4/4 J] 15.00^D
- **A MOST VIOLENT YEAR** [14/12 J] 18.00^{E/diff}
- **KINGSMAN: THE SECRET SERVICE** [14/12 J] 21.00^{E/diff}

STADTKINO Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **GREGORY J. MARKOPOULOS: SECONDS IN ETERNITY** FR: 15.30
- **GREGORY J. MARKOPOULOS: TOWARDS THE TEMENOS** FR: 18.30
- **IL GIOVANE FAVOLOSO** [12/12 J] FR: 21.15^{1/2}
- **JE RENTRE À LA MAISON** [12/10 J] SA: 15.15^{F/d}
- **PANELSTORY** SA: 17.30^{Ov/diff}
- **LES NUITS DE LA PLEINE LUNE** [12/10 J] SA: 20.00–MI: 21.00^{F/d}

DAS ERBE ODER: FUCKOFF JUNGSGUTNTAG SA: 22.00^{Ov/d}

- **VALERIE – EINE WOCH VOLLER WUNDER** [16/14 J] SO: 13.30–MO: 21.00^{Ov/diff}
- **TAUSENDSCHÖNCHEN – KEIN MÄRCHEN** [16/14 J] SO: 15.15^{Ov/d}
- **ADIEU AU LANGAGE** [16/16 J] SO: 17.30^{F/d}
- **CHARLES MORT OU VIF** [14/12 J] SO: 20.00^{F/diff}
- **LES YEUX NE VEULENT PAS EN TOUT TEMPS SE FERMER** MO: 18.30^{F/d}
- **MYANMAR MIDWIFE** DI: 19.00^{Ov/d}
- **DER NARR UND DIE KÖNIGIN** MI: 18.30^{Ov/d}

STUDIO CENTRAL Gerbergasse 16 kitag.com

- **BEST EXOTIC MARIGOLD HOTEL 2** [10/8 J] 14.30/17.15/20.00^{E/diff}

FRICK MONTI Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **STILL ALICE** [8/6 J] FR/MO: 18.00^D
- **AVENGERS – AGE OF ULTRON – 3D** [12/10 J] FR/SA/SO: 20.15–SO: 15.00^D
- **SHAUN DAS SCHAF – DER FILM** SA: 15.00–SO: 13.00^D [0/0 J]
- **HONIG IM KOPF** [6/4 J] SA: 17.00^D
- **USFAHRT OERLIKE** [8/6 J] SO: 11.00^{Dialekt}
- **LOOK & ROLL: PROGRAMM 1** SO: 18.00^{Ov/d}
- **LOOK & ROLL: PROGRAMM 2** SO: 20.15^{Ov/d}

LIESTAL ORIS Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **ELSER – ER HÄTTE DIE WELT VERÄNDERT** [12/10 J] FR/MO-MI: 17.45^D
- **AVENGERS – AGE OF ULTRON – 3D** [12/10 J] FR-SO: 20.15^D
- **AVENGERS – AGE OF ULTRON** [12/10 J] MO-MI: 20.15^D
- **HOME – EIN SMEKTAKULÄRER TRIP – 3D** [0/0 J] SA/SO: 13.15^D
- **HOME – EIN SMEKTAKULÄRER TRIP** [0/0 J] MI: 13.30^D
- **SHAUN DAS SCHAF – DER FILM** SA/SO: 15.15–MI: 15.45^D [0/0 J]
- **FAST & FURIOUS 7** [12/10 J] SA/SO: 17.15^D

SPUTNIK Poststr. 2 palazzo.ch

- **STILL ALICE** [8/6 J] FR: 18.00^{E/diff}
- **UNE HEURE DE TRANQUILLITÉ** [6/4 J] FR-MO: 20.15–DI/MI: 18.00^{F/d}
- **ZU ENDE LEBEN** [14/12 J] SA-MO: 18.00–DI/MI: 20.15^{Dialekt}
- **TIBETAN WARRIOR** [12/10 J] SO: 11.00^{Ov/d} IN ANWESENHEIT VON REGISSEUR UND PROTAGONIST
- **USFAHRT OERLIKE** [8/6 J] SO: 13.30^{Dialekt}
- **THE SECOND BEST EXOTIC MARIGOLD HOTEL** [10/8 J] SO: 15.30^{E/d}

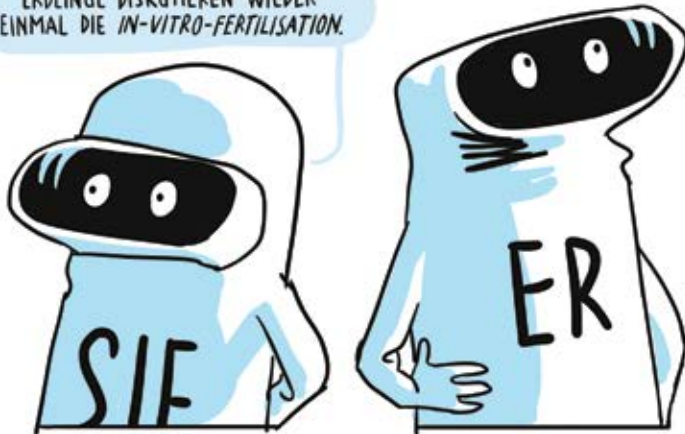
SISSACH PALACE Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **DAS DECKELBAD – DIE GESCHICHTE DER KATHARINA WALSER** [12/10 J] FR-MO: 20.30–DI/MI: 18.00^{Dialekt}
- **WINNA – WEG DER SEELEN** [16/14 J] SA-MO: 18.00–SO: 10.30 DI/MI: 20.30^D



IN DIESER WOCHE: DIE GANZE WAHRHEIT.

ERDLINGE DISKUTIEREN WIEDER
EINMAL DIE IN-VITRO-FERTILISATION.



WIE SOLL MAN SICH DENN SONST VERMEHREN?



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 17;
verbreitete Auflage:
23 846 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Lea Dettli (Praktikantin),
Yen Duong, Karen N. Gerig,
Laura Goepfert (Praktikantin),

Christoph Kieslich,
Valentin Kimstedt,
Marc Krebs, Felix Michel,
Hannes Nüsseler
(Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistenten
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust

Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breyj, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistentin), Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

Namen Aphex Twin, und möbelte damit jenes Genre neu auf, das Brian Eno in den 70er-Jahren begründet hatte. Seine mit Loops und Samples durchsetzte Ambient-Platte, der noch ein zweiter Teil folgen sollte, setzte neue Maßstäbe darin, wozu instrumentale Musik jenseits von Beats und Rhythmus dank dem Computer fähig sein kann.

Wohlklang-Oasen und Kälteschocks

Richard D. James, fortan als «Mozart der Elektronik» gepriesen, setzte mit «I Care Because You Do» noch eins drauf. Schlüsselstücke wie das eröffnende «Acrid Avid Jam Shred» oder «Wax The Nip» waren gleichzeitig von schummrigen Melodien durchtränkte Wohlklang-Oasen und Kälteschocks aus der Industrial-Kammer. In «Ventolin» quietscht die Groove-Skizze wie rostiges Eisen und heizt die Ohren vor für einen meisterhaften Krawall, und am Ende in «Next Heap With» arbeitet James doch noch mit rein orchestralen Elementen, quasi als Fingerübung in analoger Tiefe. Als wollte er im Abgang noch zeigen, dass er auch das beherrscht. Weil sie doch so nahe liegen, die beiden Welten, wenn man nur hinzuhören vermag.

Tanzen konnte man zu «I Care Because You Do» auf jeden Fall, solange man dazu kein Viertel-Diktat brauchte und die richtigen Substanzen intus hatte. Der psychedelische Reiz der Platte verdeutlicht hingegen, aus was für einer für die Clubkultur fernen Zeit sie stammt. James' Virtuosität setzt sich über Genres hinweg, verdampft in diese und gibt ein Panoptikum an akustischer Wundersamkeit frei, das dem Techno Fluchtwege aus ebenjener Massenkultur bot, die ihn damals zu Vereinigungen begann.

Nerd mit Humor

Und zu guter Letzt bewies James eine Eigenschaft, die man von einem dem Nerdium zugeneigten Soundtütfler nicht unbedingt erwartet hätte: Humor. Schon das bizarre Selbstporträt auf dem Cover von «I Care Because You Do» mit dem diabolisch verzerrten Grinsen wirkt wie eine schabernackende Antwort auf den aufkommenden Starstatus für DJs, dem sich der öffentlichkeits scheue Aphex Twin stets entzog.

Die Fortführung folgte 1999 mit dem Track «Windowlicker» und dem dazugehörigen Clip seines kreativen Partners Chris Cunningham: eine absurde Parodie auf Sprache und Ästhetik des Streetrap mit dicken Karren, knapp bekleideten Tänzerinnen und einem Aphex Twin mit Dancemoves, die von Michael Jackson stammen könnten, während auf der Tonspur James' Elektroküche überkocht und Funken sprüht. Die «interessanteste Musik aller Zeiten», schrieben die Musikkritiker der Online-Plattform «Pitchfork» einst. Kommt hin, auch nach zwanzig Jahren.

tageswoche.ch/+7u00q

x



Gut gealtert: «I Care Because You Do» verstört und begeistert bis heute.

Kultwerk #178

Vor zwanzig Jahren hat Aphex Twin mit seinem Album «I Care Because You Do» den Techno auf den Kopf gestellt.

Irre Musik vom Grinser

von Andreas Schneitter

Als «I Care Because You Do» vor 20 Jahren erschien, waren die groben Einzelteile schon da. Die Atonalität des Ambient. Die zischende, blubbernde, pfeifende Kulisse des Acid House. Die Kraftbolzenbeats im Techno. Der Brite Richard D. James machte 1995 daraus – und noch aus vielem anderen – eine Synthese, und die elektro-

nische Musik war danach eine andere. «Dancefloor und moderne Kunst», schrieb das Magazin «Musikexpress» überrascht dazu. Als hätte man es nicht kommen sehen müssen.

Dabei hatte James Vorboten gesendet, die deutlich genug waren. Drei Jahre zuvor veröffentlichte er «Selected Ambient Works 85–92», das Debüt unter seinem Act-

In Graal-Müritz kommt schon im April Sommerstimmung auf. Für den Sprung ins Meer reicht es aber noch nicht ganz.

Ein Sonnenbad im Strandkorb

von Jeremias Schulthess

Der Sand ist gerade so warm, dass man es barfuss aushalten kann. Ins Meer steigen um diese Jahreszeit aber nur die hartgesottenen Strandgänger mit Neopren-Anzügen. Bekannt ist das Ostsee-Dörfchen Graal-Müritz nahe Rostock besonders für sein weitläufiges Moor und die FKK-Strände, wie es sie auch an vielen anderen Orten im Osten Deutschlands gibt.

Im Juli und August wird es hier von Nackedeis nur so wimmeln, im April sind die Touristen noch in lange Hosen und dicke Jacken verpackt. Auch die Ferienhäuser in Strandnähe stehen um diese Zeit noch meist leer, in der Ferienhaussiedlung Küstenwald sind wir neben wenigen anderen Gästen die einzigen Urlauber.

Wer die Umgebung erkunden will, nimmt das Velo. Am Strand entlang schlängelt sich eine kilometerlange Promenade – perfekt geeignet für Tagesausflüge mit dem Rad. Unterwegs treffen wir auf Stege, die ins Meer hinaus gebaut sind. Einheimische bezeichnen sie als «Seebrücken». Bei jeder Seebrücke steigt die Touristen-Dichte. Fisch-Spezialitäten, Schmuck und Sonnen-Crèmes werden feilgeboten. Wir entscheiden uns für Handschuhe gegen die Kälte beim Velofahren.

Gruseliger Moor-Spaziergang

Bei der nächsten Station legen wir uns in einen Strandkorb und lauschen dem Meeresrauschen. Der Strandkorb schützt vor dem kühlen Lüftchen, mit geschlossenen Augen fühlt es sich jetzt an wie Sommer am Meer. Solange uns die Sonne wärmt, können wir auch die Winterjacke ablegen.

Zwischendurch lassen wir unseren Drachen steigen, dafür ist uns der Wind mehr als willkommen. Auch den Frisbee lassen wir durch die Lüfte schwirren. Die vorübergehenden Strandgänger schauen verwundert ob dem sommerlichen Treiben. Dann legen wir uns nochmals in den Strandkorb und geniessen die letzten Sonnenstrahlen.

Am Abend gönnen wir uns ein Ostsee-Dorsch-Filet im Restaurant Deichgraf. Der

Name erinnert an Theodor Storms Novelle «Der Schimmelreiter», auch die Atmosphäre ist unheimlich düster angehaucht. Es fehlt nur der kauzige Erzähler, der bei flackerndem Feuerschein eine schauerliche Sage ausbreitet.

Nicht weniger gespenstisch ist das Moor, das wir am nächsten Morgen begehen. Auch tagsüber dringt nur schummrige Licht durch den dichten Föhren-Wald, und die Tümpel dazwischen liegen in undurchsichtigem Schwarz. Das Moor hätte auch bestens als alternativer Drehort für

Ausfahren

Die Strandpromenade eignet sich hervorragend für Velo-Touren.

Ausschlafen

Die Siedlung «Küstenwald» bietet komplette Ferienwohnungen oder einzelne Zimmer.

Abhängen

Wem es im 4000-Seelen-Dorf zu öde werden sollte, macht einen Abstecher nach Rostock (20 Minuten Zugfahrt).

«Herr der Ringe» herhalten können. Etwas erleichtert sind wir, als wir wieder auf der umtriebigen Strandpromenade ankommen; es soll andere Spaziergänger geben, die sich im Moor verloren haben, so wird gemunkelt.

Am Strand holt einen die unbeschwertere Urlaubsstimmung im Nu wieder ein – und auch die Zeit. Nur noch wenige Stunden, dann heisst es wieder Abschied nehmen von dem Ort, wo wir einen Vorgeschmack auf den Sommer erhaschen konnten.

tageswoche.ch/+92vzf

×

Nur windgeschützt lässt sich die Sonne geniessen.

FOTO: JEREMIAS SCHULTHESS



Zeitmaschine

Er baute günstig und verkaufte schnell. In Basel sind seine Wohnungen seit der Zwischenkriegszeit beliebte Objekte.

Die Häuser des Baumgartner

von Oliver Braams

Baumgartnerhäuser sind vielen Baslerinnen und Baslern ein Begriff. Gebaut wurden die vier- oder fünfstöckigen Gebäude in Basel zwischen 1926 und 1938. Dabei entstanden gegen 350 Häuser mit rund 1500 Wohnungen. Bis heute sind viele davon erhalten und werden gerne genutzt.

Ihr Erbauer, der gelernte Speditionskaufmann Wilhelm Emil Baumgartner, kam 1893 in Basel zur Welt und wuchs an der Elsässerstrasse auf. Seine Laufbahn im Baugeschäft begann er, als er die Brache, auf der das elterliche Haus niedergebrannt

war, mit Mehrfamilienhäusern bebaute. Seine Mutter fungierte dabei als Bauherrin. Gestützt auf Freundschaften, die Baumgartner während seines Aktivdienstes geschlossen hatte, schuf er sich ein Netzwerk, mit dessen Hilfe er im Jahr 1923 die Treuhand für Immobilien A.G. gründete.

Bauen für den Mittelstand

Im Jahr 1926 dann erfolgten die ersten Baueingaben für insgesamt 14 Mehrfamilienhäuser in den Quartieren St. Johann und Gotthelf. Im Jahr 1929 kam ein Architekturbüro hinzu.

Bemerkenswert an den Baumgartnerhäusern ist das Bauschema, das ihnen allen zugrunde liegt. Innen wie aussen weist dieses Schema immer wiederkehrende Module auf. Typisch sind auch die einheitlichen Fassaden und die innen dezent gefassten Stuckaturen.

Baumgartners Ziel war, kostengünstig zu bauen und rasch zu verkaufen. Erfolgreich war er einerseits dank standardisierter Elemente, andererseits dank der Verschmelzung von Einheitlichkeit und gehobenerem Standard in einer ansprechenden architektonischen Formensprache. Zudem verstand er es, dem Bedürfnis eines mittelständischen Publikums nachzukommen, das nach passenden Wohnungen in Zentrumsnähe suchte.

Nachgeahmt und kopiert

Die Pläne der originalen Baumgartnerhäuser zeichnete der Architekt Hans Hindermann. Doch längst nicht alle Bauten, die mit dem Attribut «Baumgartnerhaus» geschmückt werden, sind das Werk von Baumgartner und Hindermann. Denn oft dienten deren Bauten als Vorbild oder wurden einfach kopiert.

Das Unternehmen von Baumgartner und Hindermann florierte just in der kurzen Zeitspanne der Zwischenkriegszeit, in der die Konjunktur prosperierte. Infolge der Wirtschaftskrise kam ihr Wirken schliesslich zum Erliegen. Den Boom nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Wilhelm Emil Baumgartner nicht mehr. Er verstarb am 11. Januar 1946.

tageswoche.ch / +le66g

×

Oft kopiert, aber nie erreicht: Baumgartner-Häuser im Gotthelfquartier.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



**REISSEN SIE IHRE FENSTER NICHT
HERAUS, WIR SANIEREN SIE!**

UMWELTSCHONEND
ENERGIESPAREND (CA. 25%)
LÄRMDÄMMEND (CA. 50%)
KOSTENBEWUSST

**(MONTAGE VOR ORT
IM MONTAGEWAGEN)**

F+T FENSTERABDICHTUNG GMBH
EPTINGERSTRASSE 48
CH-4132 MUTTENZ
TEL. 061 763 04 70
WWW.FENSTERABDICHTUNG.CH

 **SPEZIALIST FÜR IHRE
FENSTERABDICHTUNG**

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

MÄRKLIN HO STARTPACKUNG NUMMER 29166

Die Startpackung ist noch in der Originalpackung. Darunter sind C Geleise, Kesselwagen, Niederbordwagen. Der Preis ist Fr. 79.–. Neupreis ca. Fr. 150.–.

KLEIDER-FLOHMARKT IN THERWIL

Am Sonntag, den 10. Mai, findet am Hinterweg 18 in Therwil ein grosser Kleiderflohmarkt statt. Geboten werden Labels wie Esprit, Bench, Abercrombie & Fitch, Hollister, Diesel, Levis usw. Die Damengrössen sind etwa 38, Herren L, XL.

IPHONE 6, 16 GB, SPACEGRAU

Feine Kratzer, Spacegrau, 16 GB, iOS 8.2
Im Angebot enthalten: iPhone, Ladegerät, Ladekabel, Kopfhörer und Originalverpackung. Preis Fr. 579.–.

IPAD 2, 16 GB, WI-FI, SCHWARZ

Feine Kratzer, 3 Monate Garantie auf Hardware, schwarz, 16 GB, iOS 8.2. Im Angebot enthalten: iPad, Ladegerät, Ladekabel, Originalverpackung. Preis Fr. 179.–.

KINDER-WORKSHOP BEI MINIMÖBEL AN DER BLICKFANG

Kinder im Alter zwischen 6 und 12 Jahren können unter fachkundiger Anleitung von Minimöbel einen Hocker selber bauen und mit nach Hause nehmen. Am 24./25./26. April 2015 an der Blickfang in Basel. Kosten: Fr. 90.–.

JOBS in Zusammenarbeit mit jacando.com

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SUCHEN SIE EINE NEUE HERAUS- FORDERUNG IM VERKAUF IN BASEL?

Wir finden den passenden Job für dich! Für unsere Partnerkunden suchen wir regelmässig Verkaufsbereiter/innen in verschiedenen Detailhandelsbranchen. Es werden regelmässig sowohl befristete als auch unbefristete Teilzeitstellen (ab 20%) und sichere Vollzeitstellen mit attraktiven Sozialleistungen angeboten.

SACHBEARBEITER/IN 50% IN BASEL

Für unsere Partnerkunden (unterschiedliche Branchen) suchen wir Sachbearbeiter/in 40-60% im Raum Basel nach Vereinbarung.

VERKÄUFER/IN VON HANDELS- PRODUKTEN 100% IN 4222 ZWINGEN

Die Trapo Küng AG ist ein zum ThyssenKrupp-Konzern gehörendes Unternehmen mit rund 80 Mitarbeitern und erfolgreicher Hersteller und Lieferant von Standardprodukten sowie kundenspezifischen Komplettlösungen in der Verladetechnik. Zur Verstärkung unseres Teams suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung eine/n Verkäufer/in von Handelsprodukten 100%.

KAUFMÄNN. MITARBEITER/IN – DISPONENT/IN, BILINGUE D/F, (100%) IN 4127 BIRSFELDEN

Als dynamisches KMU entwickeln wir laufend unser Tätigkeitsgebiet in der Transport-, Hafen- und Distributionslogistik. Für den baldmöglichen Eintritt haben wir folgende Stelle zu besetzen: Kaufmännische/r Mitarbeiter/in – Disponent/in, bilingue D/F.